

# Monatshefte

für deutsche Sprache und Pädagogik.

(Früher: Pädagogische Monatshefte.)

## A MONTHLY

DEVOTED TO THE STUDY OF GERMAN AND PEDAGOGY.

Organ des

Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.

---

**Jahrgang VII.**

**Mai 1906.**

**Heft 5.**

---

**Nationales Deutschamerikanisches Lehrerseminar zu Milwaukee, Wis., 558-568 Broadway.**

Unter den Lehranstalten der Vereinigten Staaten nimmt das Nationale Deutschamerikanische Lehrerseminar eine Sonderstellung ein; nicht in dem Sinne, als wollte es sich in seinen Zielen von den allgemeinen und berechtigten Forderungen, welche dieses Land an die Volkserzieher stellt, fernhalten, sondern weil es seinen Schülern Gelegenheit gibt, sich neben einer allgemeinen Bildung eine Kenntnis der deutschen Sprache zu erwerben, wie sie gleich tiefeindringend keine andere Schule dieses Landes zu geben vermag.

Indem das Seminar bestrebt ist, seine Zöglinge nicht nur zu patriotischen Amerikanern, sondern auch zu kräftigen und weitschauenden Weltbürgern zu machen, bestärkt es sie in ihrer Liebe zum amerikanischen Vaterlande. Denn wer andere Nationen kennen und schätzen gelernt hat, wird das Wesen und die Bedürfnisse seiner eigenen Nation besser verstehen, und indem er das Beste der anderen Nation auf sie überträgt, macht er sich zum würdigen Sohn seines eigenen Volkes. Den Einblick in den unvergänglichen Geistesschatz eines Volkes gewährt

das Seminar seinen Schülern, indem es ihnen nicht nur Grammatik und Wortschatz der deutschen Sprache darweist, sondern indem es den Unterricht mit deutscher Atmosphäre umkleidet, mit deutscher Seele erfüllt. Darin liegt das Geheimnis seines Erfolges und die erwähnte Eigenart seiner Stellung.

Von seiner Gründung im Jahre 1878 an hat das Lehrerseminar die vorgesteckten Ideale mit nie wankender Treue verfolgt, oft unter Darbringung von Opfern, nicht selten unter den grössten Schwierigkeiten. Es hat wohl sein Hauptziel darin erblickt, tüchtige Lehrer der deutschen Sprache heranzubilden, aber nie hat es bei diesem Bestreben einen einseitigen Standpunkt eingenommen. Es verwirft jede einseitige Bildung, und wäre sie auch in ihrer Art noch so ausgezeichnet, und darum hat es in seinem Lehrplan dafür gesorgt, seinen Zöglingen eine allgemeine und harmonische Bildung zu geben, die sie dazu befähigt, als Lehrer an Volks- und Mittelschulen eine geachtete Stellung einzunehmen. Viele ehemalige Abiturienten des Lehrerseminars sind heute als Klassenlehrer und Prinzipale tätig; auch wenn diese nicht mehr unmittelbar im Dienste der deutschen Sprache wirken, so tragen sie ihrer Erziehung im Lehrerseminar dennoch Rechnung, indem sie die besten deutschen Lehrmethoden, wie sie im Seminar gelehrt wurden, weiter verbreiten.

Der dreijährige Kursus des Seminars umschliesst unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Sprache und Literatur alle Fächer, die in der Volksschule gelehrt werden. Was theoretisch vorgetragen wurde, wird alsbald in Praxis umgesetzt, da das Seminar in der Deutsch-Englischen Akademie in Milwaukee eine ideale Musterschule besitzt, in welcher die gewonnenen Anschauungen verwertet werden. Ein Übereinkommen mit den Schulbehörden der Stadt Milwaukee verleiht den Schülern der höchsten Klasse das Vorrecht, während eines ganzen Semesters täglich eine Stunde in den öffentlichen Schulen den deutschen Unterricht zu erteilen. Ausser der Anstalt selbst gibt die Stadt Milwaukee mit ihrem ausgezeichneten deutschen Theater, ihren blühenden Gesangs- und Turnvereinen den Schülern willkommene Gelegenheit, mehr und mehr in deutsche Sprache, deutsches Wesen, deutschen Geist einzudringen. Die Verbindung des Lehrerseminars mit dem Turnlehrerseminar des Nordamerikanischen Turnerbundes ermöglicht es den Seminaristen, eine gründliche turnerische Ausbildung zu erwerben und auch als Leiter des Turnunterrichtes an Schulen zu wirken.

Der Seminarkursus umfasst drei Jahre. Abiturienten von Hochschulen finden Aufnahme in die zweite Klasse, vorausgesetzt, dass ihre deutschsprachliche Vorbildung den gestellten Anforderungen entspricht. Das Diplom des Lehrerseminars findet, je mehr diese Anstalt bekannt und nach Verdienst geschätzt wird, stets weitergehende Anerkennung.

In offizieller Weise geschieht dies in dem öffentlichen Schulsystem der Städte Milwaukee, Toledo und Indianapolis. \*

Die Anfrage nach Lehrern des Deutschen, wie sie von den verschiedensten Seiten beim Seminar einlaufen, ist so gross, dass dasselbe sie mit seinem gegenwärtigen Status von Schülern nicht decken kann. Alle diese so günstigen Umstände sollten dem Seminar eine Reihe intelligenter junger Männer und Mädchen zuführen, welche sich dem Lehrfach zu widmen beabsichtigen. Der Unterricht ist kostenfrei; auch Schreibmaterial wird unentgeltlich geliefert. Mittellosen Schülern, die sich durch Fleiss und Fähigkeit auszeichnen, wird auf Empfehlung des Direktors der Anstalt von der Seminarkasse ein in Monatsraten zur Auszahlung gelangender Stipendiovorschuss gewährt. Auswärtigen Zöglingen werden auf Wunsch Kost- und Wohnhäuser empfohlen.

*Die Aufnahmebedingungen* für den Eintritt in die erste Klasse sind folgende:

Zöglinge, welche um Aufnahme in das Seminar nachsuchen, müssen das **sechzehnte Lebensjahr** überschritten haben und folgendes Mindestmass von Kenntnissen besitzen:

A) Deutsche und englische Sprache. 1. Mechanisch geläufiges und logisch richtiges Lesen; 2. Kenntnis der Hauptregeln der Wort- und Satzlehre; 3. Richtige mündliche und schriftliche Wiedergabe der Gedanken in beiden Sprachen.

B) Mathematik. Sicherheit und Gewandtheit in ganzen Zahlen, in gemeinen und Dezimalbrüchen, in benannten und unbenannten Zahlen, Zins- und Diskonto-Rechnung.

C) Geographie. Bekanntschaft mit den fünf Erdteilen und Weltmeeren, der Geographie Amerikas und den Hauptbegriffen der mathematischen Geographie.

---

**\* From "Regulations of the Board of Milwaukee School Directors."**

.... Diplomas of graduation .... from the German-American Seminary of Milwaukee, shall be accepted in place of a certificate as assistant teacher of German (Art. XXVI, 11).

Graduation .... from the German-American Teachers' Seminary shall be counted as equal to ten months' experience. (Art. XXIX, 2.)

**Rules adopted by the Board of Education, Toledo.**

Resolved to regard the full course in the German-American Teachers' Seminary of Milwaukee in the same light as a corresponding length of time at one of our best universities.

Teachers who have attended a full university course, or an institution giving the degrees and diplomas receive two years credit and an increase of salary of \$100 per year.

**From "License System of the Public Schools of Indianapolis."**

Graduates of the National German-American Teachers' Seminary at Milwaukee shall be exempt from examination. (Art. V, Sec. 2.)

D) Geschichte. Kenntnis der Geschichte der Vereinigten Staaten.

E) Naturgeschichte und Naturlehre. Beschreibung einheimischer Pflanzen, Tiere und Steine; die einfachsten Lehren der Chemie und Physik; eine elementare Kenntnis des menschlichen Körpers.

Montag, d. 10. Sept. 1906, eröffnet das Lehrerseminar seinen 28. Jahreskursus. Die Aufnahme findet am vorausgehenden Samstag d. 8. Sept. statt. Anmeldungen nimmt von jetzt an der Unterzeichnete entgegen.

Max Griebisch, Direktor.

Milwaukee, Wis., 16. Mai 1906.

### Deutschamerikanischer Lehrertag.

Cincinnati, den 28. März 1906.

*An den Vorstand des Nat. Deutschamerikanischen Lehrerbundes.*

Einem während der letzten Konvention des Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes gefassten Beschlusse zufolge soll die nächste Versammlung hier in Cincinnati stattfinden. Die Lehrerschaft, sowie die Bürger dieser Stadt wissen diese Ehre wohl zu schätzen und würden, wie früher schon, alles aufbieten, um eine Zusammenkunft erspriesslich und genussreich zu gestalten. Leider aber sind Umstände eingetreten, welche für diesen Sommer den Erfolg einer Tagung in Cincinnati in Frage stellen. Zu diesen muss die schwere, nun schon Monate lang währende Erkrankung des Bundespräsidenten und hiesigen Superintendenten der deutschen Abteilung, Dr. H. H. Fick, welche irgendwelche Vorbereitungen ausschloss, gerechnet werden.

In dieser Erwägung richtet der hiesige Ortsausschuss, welcher sich bereits zu dem Zwecke, die Vorbereitungen für den Lehrertag zu treffen, gebildet hatte, an den Vorstand des Lehrerbundes das Ersuchen, die Abhaltung des Lehrertages um ein Jahr zu verschieben.

John Schwaab,

Vorsitzender des Ortsausschusses.

*An die Mitglieder des Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.*

Unter Hinweis auf das vorstehende Schreiben des Vorsitzenden des Cincinnatier Ortsausschusses, Herrn John Schwaab, teilen wir hierdurch mit, dass nach reiflicher Überlegung die Vollzugsbeamten des Vorstandes zu dem Entschluss gekommen sind, dem Wunsche Cincinnati nachzugeben. Der Lehrertag fällt somit in diesem Jahre aus und wird im Jahre 1907 in Cincinnati abgehalten werden.

John Eiselmeier,

Sekretär des Lehrerbundes.

## Das Schillerjahr in Deutschland.

### Eine Rückschau.

Von Edwin C. Roedder.

(Für die Monatshefte.)

Wir leben in einer jubiläumssüchtigen Zeit. Und keinem aufmerksamen Beobachter kann es entgehen, dass ein gut Teil der Jahrhundert-, Halb-, Viertel-, Dreiviertel- und Anderthalbjahrhundertfeiern eigens von emsigen Journalisten ausgeheckt und die Feiernden von einem solchen Kalenderjubiläum zum andern mit allen Künsten der Druckerschwärze förmlich gehetzt werden; dass man feiert aus unbefohlener Freude und unbewusster Pflicht; dass man mittut und mittutet, weil das einmal Mode geworden ist.

Eine solch erkünstelte Feier nun brachte der 9. Mai 1905 nicht. Die Feier des Tages war echt, wenn auch ganz anderer Art als die des 10. November 1859. Und das lag in der Natur der Sache; die Feste der Väter sind nicht die Feste der Söhne.

Wer mit Heinrich Hart<sup>1</sup> geglaubt hatte, der Gedanke sei dem Gehirn eines Winkelschreibers entsprungen, konnte freudig feststellen, dass die Feier des 9. Mai einem geheimen Sehnen Alldeutschlands entsprach; wer mit Theodor Suse<sup>2</sup> zornig gefragt hatte, seit wann es deutsche Sitte sei, „Tage, die Allerseelentage des ganzen Volkes sein sollten, mit kostümierten Festrednern, ästhetischen Ringelstechen und literarischen Waffelbuden zu feiern“, den musste der durchaus würdige Charakter des Tages von der Grundlosigkeit seiner Befürchtungen überzeugen. Und wer mit Edward Schröder<sup>3</sup> vor einer gedankenlosen Wiederholung des rauschenden Festjubels von 1859 gewarnt hatte, dem wurde es bald klar, dass es der Warnung nicht brauchte. Denn wenn es auch manchem besser gewesen wäre, den Tag in stiller Betrachtung zu begehen und sich eine ehrliche Antwort abzurufen auf die Frage, was ihm Schiller sei, das Volk als ganzes fühlte, dass es dem Angedenken seines Dichters öffentlich huldigen müsse, dass es aber ein ernstes Fest feiere.

<sup>1</sup> Das literarische Echo, 7. Jahrgang (1904—05), Spalte 1043.

<sup>2</sup> „Unfeierliches zur Schillerfeier“, Die Zukunft, 13. Jahrgang, Seite 205.

<sup>3</sup> Schiller in dem Jahrhundert nach seinem Tode. Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs am 27. Januar 1905 im Namen der Georg-August-Universität. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1905. 23 S. 50 Pf.

Ein Fest des Lebens ist die Totenfeier eines Unsterblichen, — diese schönen Worte hat Carl Weitbrecht<sup>4</sup> gesprochen, Schillers kerniger Landsmann und treuer Verehrer, dem es leider nicht beschieden war, den Schillertag mitzuerleben. Und in der Tat, dass wir den Verlust empfinden ist Gewinn, denn es bereichert unsers Lebens Inhalt und vertieft seine Bedeutung. Und eben darum hat es einen guten Sinn, dass wir den Todestag eines Grossen feiern, „die Stunde, die ihn für alle Zukunft zu einem aufwärts leitenden Führer machte, indem sie das Übermenschliche dieses Erdensohnes den zurückbleibenden im Staube Ringenden in fassbare Form goss“, die Stunde, da er sein zweites, geheiligttes Leben im Reiche des Geistes begann, da seines Wesens Kern, geläutert von allen Schlacken der Menschlichkeit, „anwuchs zu einem unauslöschlichen Vorbild künstlerischer Reinheit, der Menschengrösse und des Menschenadels“, — nach dem Beispiele und Vorbilde der jungen christlichen Kirche, die auch zur Gedächtnisfeier ihrer Heiligen deren Todestag einsetzte.<sup>5</sup>

Mit besonders gutem Grunde aber feiern wir gerade die hundertste Wiederkehr des Todestages eines Grossen, dessen lebendiges Wirken in unserer Zeit wir prüfen wollen. Ein Jahrhundert ist eine lange Zeit, — welch ungeheure, unahnbare Umwälzungen auf allen Gebieten der menschlichen Eroberungen hat das neunzehnte geschaut, — drei Generationen trennen uns von seinem Ausgangspunkt, und nur wenn es der Zufall will, wissen wir Kinder der späteren Zeit einiges dürftige vom Urahn des eigenen Hauses. Wo erst seit der Geburt des Gefeierten hundert Jahre ins Land gegangen sind, stehen wir jedoch oft noch unter dem unmittelbaren Banne seines Tuns und Schaffens, oft haben wir ihn selbst, in den meisten Fällen hat ihn unser Vater gekannt, — wie viele der Zeitgenossen des eisernen Kanzlers werden sich noch am 1. April 1915 zur Huldigung zusammenscharen können! — bei der hundertsten Wiederkehr des Tages da er dahinschied aber sind sie alle Staub, mit denen er gewaltet und gelebt; und nur wenn sein Werk ewige Lebendigkeit bewahrt hat, können wir das Wehen seines Geistes spüren, um uns und in uns.

Schon Monde vor dem festlichen Tage rührten sich emsige Hände allerorten. Vor allem, wie nur billig, die Bühne, wo noch heute trotz allen Geschmackswandlungen und literarischen Moden Schiller unbestritten herrscht — einzelne Dramen zeitgenössischer Schriftsteller, die es ein paar Jahre lang zu verblüffenden Aufführungsziffern bringen und

<sup>4</sup> Schiller und die deutsche Gegenwart. Stuttgart, Adolf Bonz und Co., 1901. 175 Seiten. 2 Mark.

<sup>5</sup> Konrad Burdach, Schiller-Rede. Gehalten bei der Gedächtnisfeier in der Philharmonie zu Berlin am 8. Mai 1905. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1905. 33 Seiten. 60 Pfg.



dann, meist sehr rasch, von der Bildfläche verschwinden, rechne ich nicht. Im Frühling 1904 bereits wurde der Entschluss des Wiener Hofburgtheaters bekannt gegeben, in der nächsten Spielzeit sämtliche Dramen des Dichters, von den Räufern bis zum Demetrius, neu einstudiert und mit neuer Ausstattung, in elf Musteraufführungen darzustellen und die ganze Reihe in kurzer Aufeinanderfolge im Monat Mai nochmals auf den Spielplan zu setzen. Vielleicht dadurch angeregt, mehr jedoch aus eigenem Antrieb, folgten die meisten Hoftheater — ich nenne München, Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Weimar, Schwerin, — und die grösseren städtischen Schauspielhäuser, wie Köln, Hamburg und Frankfurt, wo das interessante Wagstück, den ganzen Dramenzyklus mit Zuhilfenahme der Nachmittage in einer Woche aufzuführen, mit Erfolg unternommen wurde. Kleinere Bühnen mit weniger zahlreichen Kräften und geringerer Ausrüstung begnügten sich mit einer Auswahl. So brachte es Schiller in der regelmässigen Spielzeit auf über zweitausend Aufführungen, wobei der Tell mit über vierhundert an erster Stelle zu nennen ist;<sup>6</sup> er hat mit dieser Ziffer auch die erfolgreichsten Tagesdramatiker weit hinter sich gelassen; und man wird kaum fehlgehen in der Annahme, dass auch die laufende Spielzeit eine beträchtliche Zahl Aufführungen seiner Dramen verzeichnet.<sup>7</sup> Um auch dem Volke Gelegenheit zum Genuss der Schillerschen Dichtung zu geben, veranstalteten die Bühnen Volksaufführungen zu billigen Einheitspreisen (30—40 Pfennig für alle Plätze). Auch Oskar Blumenthals beherzigenswerter Vorschlag, die Theater zu diesen Schilleraufführungen unentgeltlich zu öffnen, — die Theater schuldeten dies dem Dichter, dessen tantiemenfreie Stücke schon längst immer ihre Kassen füllten, — fiel hie und da auf fruchtbaren Boden.

Ausser den Bühnenaufführungen bereiteten allüberall musikalische Abende mit eingestreuten Vorträgen Schillerscher Dichtungen, oft von den Schauspielern der grossen Theater, die Feststimmung vor. Häufig wurden besonders Beethovens neunte Symphonie und Brahms Nanie gegeben. Wie oft, entgegen der landläufigen Meinung, Schillersche Schöpfungen vertont worden sind, für Sologesang oder für Chor mit Orchester, wie viel Stoff zu Opern und sonstigen Tondichtungen ihnen entnommen worden ist, mag der Uneingeweihte in einigen Zeitschriftenartikeln nachlesen, die das Thema mehr oder minder ausführlich behandeln; nennen

---

<sup>6</sup> In japanischer Bearbeitung ging der Tell mit ungeheurem Erfolg zu Tokio in Szene.

<sup>7</sup> Das Karlsruher Hoftheater hatte als Gegenstück zu seinem Schillerzyklus für 1905—06 die Aufführung sämtlicher Dramen Goethes in Aussicht gestellt; wohl der erste Versuch dieser Art in der Geschichte des deutschen Theaters. Auch ist mir nicht bekannt, ob er seither anderwärts aufgenommen worden ist.

wir nur Hugo Riemann, „Schiller in der Musik“,<sup>8</sup> Karl M. Klob, „Glocke-Komponisten“,<sup>9</sup> Richard Batka, „Schiller und die Musik“,<sup>10</sup> A. Schütz, „Die Musik zu Schillers Dramen“,<sup>11</sup> Karl Storck, „Schiller in der Musik“. <sup>12</sup>

Eine Feststimmung einzig in ihrer Art wurde Bremen beschert, wo Julius Burggraf, Pastor an der Ansgariikirche, „der Literaturhistoriker auf der Kanzel“, in zwanzig Predigten, je eine der Hauptdichtungen Schillers umfassend, von Neujahr bis Pfingsten den Gehalt seiner Werke für das moderne Christentum auszuschöpfen strebte. Denn in Schiller erblickt Burggraf eine der Hauptstützen der deutschen Kirche der Zukunft, die, auf der Bibel fussend aber darüber hinausgewachsen, das ganze grosse und schöne deutsche Geistesleben liebevoll umfassen müsse.<sup>13</sup> Natürlich ist der Redner von vielen Seiten scharf befehdet worden. Überhaupt hat das, was anlässlich des bevorstehenden Festes von kurz-sichtigen Eiferern aller Bekenntnisse an Dunkelmännerei geleistet worden ist, wohl in manchem den Wunsch rege gemacht, es möchte mit der Gedankenfreiheit in deutschen Landen etwas besser bestellt sein.

Wie zu erwarten stand, war auch die Presse nicht müßig. Sie brachte Berichte von Vorfeiern, von den Schillerausstellungen in Wien, Mannheim, Marbach; man las von der schweizerischen Schillerstiftung für die Unterstützung hilfsbedürftiger Schriftsteller (ein Gegenstück zur längst bestehenden deutschen), und dass der neueste Passagierdampfer auf dem Vierwaldstättersee auf den Namen des Dichters getauft sei; Erinnerungen aus dem Jubeljahr 1859 wurden wieder lebendig; Anekdoten und Histörchen, teils rührsam teils spassig, wurden in Menge aufgetischt. Provinz- und Lokalblättchen, die sich keine bezahlten Aufsätze leisten konnten und ihr bischen literarisches Pulver für den Leitartikel am Tage des Festes trocken halten mussten, druckten Seiten auf Seiten aus Schillers Werken ab. So leisteten sie, teilweise ohne sich des bewusst zu sein, dem Andenken des Dichters einen besseren Dienst als

<sup>8</sup> Bühne und Welt, 7. Jahrgang, Seite 651 ff.

<sup>9</sup> Neue Bahnen, 5. Jahrgang, Seite 242 ff.

<sup>10</sup> Kunstwart, 18. Jahrgang, Heft 15, Seite 131 ff.

<sup>11</sup> Ebenda, Seite 134 f.

<sup>12</sup> Der Türmer, 7. Jahrgang, Heft 8, S. 281 ff. — Vor einem Buche des nimmermüden Vielschreibers Adolf Kohut, „Friedrich Schiller in seinen Beziehungen zur Musik und den Musikern“, Stuttgart, Nationaler Verlag, 1905 (122 Seiten; 2.25 Mark), wird von der Kritik einmütig gewarnt.

<sup>13</sup> Die Schillerpredigten sind seither gesammelt erschienen bei Hermann Costenoble, Jena, 1905.



manch ein grossstädtisches Blatt, dessen Originalbeiträge sich ausnahmen wie Tertianer- und Sekundaneraufsätze vor der Korrektur.<sup>14</sup>

Die bildende Kunst trat nun mit einigen Schöpfungen hervor. Karl Bauer liess seiner vor einigen Jahren bei Teubner als Künstlersteinzeichnung erschienenen Darstellung des Dichters des Don Karlos, das Haupt mit dem kühnen Adlerblick frei in die Wolken hineinragend, ein Bild Schillers im reiferen Mannesalter folgen, den Dichter im Arbeitszimmer. Das frühere Schillerbildnis des Künstlers — das freilich hinter seinem wunderbaren Goethe zurückbleibt, und mit dessen Farbewirkung sich nicht gerade jeder befreunden kann — wirkt im ganzen doch sympathischer als die spätere Schöpfung. Sambergers Schiller (Verlag des Kunstwart), um das künstlerisch bedeutendste Bildnis des Schillerjahres zu nennen, möchte ich auslegen als den Verfasser der Geschichte des Abfalls der Niederlande, der mit dem flammenden Auge in der Weltgeschichte das Weltgericht anruft. Doch vermisste ich an allen neueren Phantasiebildnissen Schillers die gewinnende Herzlichkeit des Graffschen Gemäldes, die wunderbare Durchgeistigung und das schöne Auge der Darstellung Kügelgens, die vornehme Kraft der Danneckerischen Büste. Dasselbe lässt sich von den meisten der Medaillen und Plaketten sagen, die das Schillerjahr hervorbrachte.

Und dann die vervielfältigenden Künste mit ihrem wahnsinnigen Grossbetrieb, allen voran die Ansichtskartenindustrie, — was haben sie nicht alles auf den Markt gebracht. Wenn ich die Zahl der verschiedenen Schillerbildnisse auf Ansichtskarten auf rund dreihundert schätze, glaube ich nicht über das Ziel hinausgeschossen zu haben; — ausser den wohlbekannten Darstellungen von Zeitgenossen ein modernes Phantasiebild über das andere, manches wohl vielleicht der Schiller einer schwachen Stunde, die meisten aber, als Porträt betrachtet, reine Unmöglichkeiten. Dazu Nachbildungen seiner Denkmäler, der Orte an denen er gelebt, der Menschen mit denen er verkehrt, Szenen aus seinem Leben von der Wiege bis zur Apotheose auf dem Olymp, Szenen seiner Dichtungen aus illustrierten Ausgaben älterer Zeit und jüngsten Datums, Nachbildungen der

<sup>14</sup> Zahllos waren die nach dem verführerisch bequemen Schema „Schiller und ....“ betitelten Ergüsse. Da hiess es: Schiller und Berlin (bezw. Treuenbrietzen, Rixdorf oder Buxtehude) — Schiller und der Adel (oder auch die Sozialdemokratie, die Agrarier, die Antisemiten) — Schiller und Karl August (nach Belieben Kotzebue, Beyerlein, Maier, Müller, Schulze, Schmidt) — Schiller und Russland (oder sonst ein Land, siehe den Handatlas) — Schiller und die Ärzte (Buchdrucker, Bäcker, Bauern *et al*) u. s. w., u. s. w. Vor einigen Jahren hat Fritz Mauthner dies billige Verfahren — gibt es etwas unter der Sonne, was sich nicht mit und verknüpfen liesse? — bei der Besprechung einiger Goetheaufsätze unbarmherzig gegeisselt. Doch aus Gemeinem ist selbst der Journalist gemacht, und die Gewohnheit nennt auch er seine Amme!

Gemälde, zu denen seine Werke Anlass gegeben, Spielereien wie das ganze Lied von der Glocke in winziger Schrift samt acht bildlichen Darstellungen auf einer Karte — wobei sich der Verfertiger mit Erfolg die Augen aus dem Kopf zu schreiben versuchte, — Zitate in phantastischer Blumentumrahmung, und dergleichen Herrlichkeiten mehr, die mittlerweile der Lethe finsterer Strom gnädig verschlungen haben wird. Auf Speisekarten prangte in der zweiten Maiwoche des Dichters Bildnis inmitten eines ungeheuern Lorbeerkranzes; nach der Feier verschwand es sehr schnell wieder, der Lorbeerkranz aber blieb und umrahmte stimmungsvoll eine Flasche Burgeff grün oder Kupferberg Gold. Schillers Bild auf Medaillen aus Marzipan oder in Zuckerguss auf Torten und Kuchen war hoffentlich schmackhafter als es geschmackvoll war.

Auch an Schwabenstreichen fehlte es nicht, doch geschahen die meisten nicht in Schillers Heimatland. In Rixdorf bei Berlin genehmigte der Gemeinderat zwar den Namen Schillers für eine neue Strasse, lehnte aber den Vorschlag, eine andere als Tellstrasse zu bezeichnen, energisch ab, da ja Tell ein Meuchelmörder sei; mit dieser Kritik wird sich nun wohl fortan die Literaturgeschichte abzufinden haben. Anderwärts soll sich sogar, ähnlich wie mehrfach anno 1859, ein schneidiger Landrat der Feier des von der ersten französischen Revolution zum Ehrenbürger ernannten Dichters aus politischen Gründen widersetzt haben. In einigen Dörfern, wo vielleicht ein Bäcker im Rate das grosse Wort führte, bestimmte der Gemeindevorstand „Schillersemmeln“ zur Verteilung unter die Schuljugend am 9. Mai anstatt der anderwärts gereichten Andenken in Buchform; nicht etwa aus materialistischer Gesinnung, beileibe nicht, sondern weil die Vorfahren Schillers dem ehrsamem Gewerbe angehörten. Doch wann hat einmal ein Nationalfest stattgefunden, dem das Lächerliche ganz gefehlt hätte? — —

Der grosse Tag erschien. In lieblichem Lenz prangte Wald und Aue, und wundersam blaute der Himmel über der Maienwelt.

Im Feststaat zog das junge Geschlecht zur Schule, — Unterricht gab es heute keinen, aber man trug Schillersche Gedichte vor, man stellte lebende Bilder zur Glocke, man liess sich von dem grossen Manne erzählen, der heut vor hundert Jahren gestorben war. Vielerorten zog man feierlich auf einen freien Platz, wo nach einer passenden Ansprache eine Schillerlinde gepflanzt wurde, man wohnte der zeremoniellen Umtaufe einer Strasse, eines Platzes zur Schillerstrasse, zum Schillerplatze bei. Wo ein Denkmal Schillers, eine Gedenkstätte zu finden war, pilgerte man vereint dahin zur Huldigung; Denkmalsenthüllungen sahen Stuttgart, Breslau, Teschen, — eindrucksvoll war der Augenblick, da in Wien fünfzigtausend Schulkinder am Schillerdenkmal ihre Kränze niederlegten. Zum Andenken an die Feier erhielten die Schüler der wohlhabenderen

Gemeinden ein Buch, — eine Lebensbeschreibung, eine Sammlung seiner Gedichte, ein Büchlein mit Kernsprüchen aus des Dichters Werken, oder eines seiner Dramen, — sechshunderttausend Exemplare des Tell hatte die schweizerische Bundesregierung auf den Tag bestellt.<sup>15</sup>

In der Stunde da Schiller starb, nachmittags um fünf Uhr, läuteten von allen Türmen die Glocken;<sup>16</sup> die Anregung zu dieser sinnigen, tief eindrucksvollen Feier stammte von einer deutschen Frau. Und in später Abendstunde flammten ihm zu Ehren auf allen Bergen Süddeutschlands und der Schweiz lodernde Höhenfeuer.

Die offizielle Feier fand grösstenteils am Abend des 9. Mai statt, ausser wo die Feier auf der Bühne an diesem Abend das Abhalten anderer Veranstaltungen am Vorabend des Sterbetages verlangte. Der Andrang war überall riesig und machte an vielen Orten eine oder mehrere Wiederholungen nötig, wider Erwarten. Denn vom Fürsten bis zum Strassenkehrer beteiligte sich das Volk.<sup>17</sup> Musikalische Aufführungen, Vorträge, Festgedichte, Festreden, Festspiele, in bunter Abwechslung. Solche Töne wie in den Festgrüssen zum 10. November 1859, wie Mosens „Wir begrüßen dich, König der Geister, dich, den Schirmherrn deutscher Nation“, oder Ludwig Pfaus ergreifendes Schillerlied „Die Menschheit und die Erde: Ein Volk, Ein Land, Ein Ziel!“ fanden die deutschen

<sup>15</sup> Es wäre zwecklos, auch nur ein Zehntel der zum Schillerfeste erschienenen und zur Massenverteilung bestimmten Bücher und Broschüren nennen zu wollen. Nur einige wenige seien angeführt: Schillergabe für Deutschlands Jugend. Herausgegeben von der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins. Mit Bildern von Fritz Stassen. Düsseldorf, Fischer und Franke. (Weitaus das Beste; enthält eine gute Einleitung von Schulrat Jonas und eine Auswahl der Gedichte in sorgfältiger Anordnung mit vortrefflichen Bildern). — Karl Brunner, Unser Schiller. Dem Volke dargeboten. Pforzheim, Riecker, 1905. 46 Seiten. 50 Pfg. (Kurze, frische und verständige Biographie). — Hermann Mosapp, Friedrich Schiller. Für Deutschlands Jugend und Volk dargestellt. (7 Illustrationen). Stuttgart, Bonz und Co., 1905. 104 Seiten. 25 Pfg. (Empfehlenswert). — Friedrich Polack, Unser Schiller. Liegnitz, Seyffarth, 1905. 144 Seiten. 30 Pfg. (Gut und verständig; zuweilen etwas lehrhaft). — Weniger zu empfehlen: Hermann Petrich, Friedrich von Schiller. Sein Leben und Dichten. (Illustriert). Hamburg, Agentur des rauhen Hauses, 1905. 96 Seiten. 1.50 Mk. — Oskar Dähnhardt, Friedrich Schiller. Festgabe für die deutsche Schuljugend. Leipzig, Dörr, 1905. VI, 396 Seiten. 2.50 Mk. (Bildet einige der Dramen in Prosaerzählungen um!) — Schlimmer als wertlos ist Paul Risch, Schiller-Gedenkbuch. Mit einem Vorwort von Schulrat Dr. L. H. Fischer. Berlin, Kittel, 1905. 104 Seiten. 1 Mk. (Fehlerhafte Lebensbeschreibung und ein ganz merkwürdig missratenes poesieloses „Festspiel“).

<sup>16</sup> Ausser wo das Landeskonsistorium es nicht gestattet hatte.

<sup>17</sup> Die Abwesenheit des deutschen Kaisers erregte Befremden; er nahm am 9. Mai in Strassburg grosse Truppenschau ab. Jedoch hatte er eigens mit Rücksicht auf das Fest einige Tage zuvor in Karlsruhe die Vorstellung des Tell verlangt.

Sänger der Gegenwart jedoch nicht; nicht Gerhart Hauptmann mit seinem mystischen „Hört wie die Berge und Gestirne singen...“, nicht Ludwig Fulda mit seiner schwungvollen Dithyrambe „Friedrich Schiller! Gottesfunken! Herold aus Elysium!“ — am ehesten noch Ernst von Wildenbruch mit seinem „Heros, bleib' bei uns! Über deutscher Erden neigt sich der Tag, und es will Abend werden!“ Unter den Festspielen schlossen sich zu einer grösseren Gruppe die zusammen, die in einer Apotheose Schillers oder in der Vorführung der Gestalten seiner Dramen gipfelten; eine sehr schöne Dichtung, „Schillers Traum“, hatte Albert Herzog in Karlsruhe geschaffen, den todgeweihten Dichter verkörperte der Hofchauspieler Fritz Herz in wunderbar ergreifender Weise. Auf den Bühnen gab man am 9. Mai meist das Demetriusfragment (an einigen Orten leider auch Laubes unglückselige Karlsschüler). Mancher hatte wohl den Demetrius in der eigenartigen Ergänzung, die Martin Greif<sup>18</sup> dazu geschaffen hat, zu sehen gehofft. Greifs Schöpfung ist ein weihewolles Bühnenfestspiel von unnachahmlichem Reiz; doch kann sie nimmermehr als Vollendung des Schillerschen Entwurfs gelten, denn durch die Neuerung, nach Marfas Monolog die tragische Muse auftreten zu lassen, uns dann in Schillers Sterbezimmer zu seinen Angehörigen zu führen und den Fortgang des Dramas nach Schillers Plänen in epischer Form der Muse in den Mund zu legen, wird die Illusion jäh zerstört; es ist nicht mehr Demetrius, der junge Held, der auszieht, seines Vaters Krone zu gewinnen, sondern es ist der Demetrius, Schillers unvollendetes Drama, der uns interessiert. Vielleicht war es eben dieser Doppelcharakter der Greifischen Dichtung, der die Bühnenleitungen vor der Aufführung am Schillertage abschreckte; denn Berichte über eine Darstellung suchte man umsonst.<sup>19</sup>

Den Glanzpunkt der Schillerfeier bildete aber die Festrede. Und hier war es, wo der Unterschied zwischen 1859 und 1905 am deutlichsten zu Tage trat. Damals eine verzehrende Glut der Begeisterung, unwiderstehlich alles erraffend und verschlingend; heut eine Flamme, die strahlt und erwärmt; dereinst wohl ein einziges stilles grosses Leuchten.

<sup>18</sup> Schillers Demetrius. Das Fragment, dazu ein Nachspiel mit Prolog und rhapsodischem, von vier lebenden Bildern begleiteten Epilog. Leipzig, Amelang, 1902. 60 Seiten. 1.20 Mk.

<sup>19</sup> Natürlich hat uns das Schillerjahr zu den vielen Versuchen, das Demetriusdrama als solches im Sinne Schillers zu vollenden, einen neuen gebracht, die Bearbeitung durch Franz Kaibel (Demetrius. Eine Tragödie in einem Vorspiel und vier Akten. Dresden, Pierson, 1905. 187 Seiten. 2 Mk.). Die Uraufführung des Stückes am 9. Dezember 1905 am Hoftheater zu Karlsruhe erregte stürmischen Beifall, der aber wohl mehr dem ausgezeichneten Spiel als der Dichtung zuzuschreiben war; denn Kaibels Demetrius wird seine Vorgänger nicht allzulange überleben.

## Aus unseren Wechselblättern.

---

**Arbeitslust.** Das Beste, das wir dem Zögling mitgeben können, ist ausser einer guten körperlichen und geistigen Frische, die das Schulwissen später leicht nachholen lässt, die steigende Einsicht in den Wert guter Arbeit, die Stärkung des Bewusstseins der Arbeitspflicht und vor allem die Zurückdämmung des Strebens nach übertriebenem arbeitsfeindlichem Genuss durch die erwachende Arbeitsfreudigkeit. Diese Arbeitsfreudigkeit ist aber eine ziemlich regelmässige Begleiterscheinung der Arbeitstüchtigkeit und zwar um so regelmässiger, je mehr die allseitige Tüchtigkeit Gewähr bietet für schrittweise Verbesserung der Lebensbedingungen des Tüchtigen. Fördern wir also die Tüchtigkeit, so fördern wir damit auch im allgemeinen die Arbeitslust und damit auch eine der stärksten sittlichen Triebkräfte in der menschlichen Erziehung. Ohne sie sind uns die Pforten zu den Zielen der staatsbürgerlichen Erziehung auf immer verschlossen; mit ihr ist zwar die Erreichung des Gesamtzieles nicht völlig gesichert, aber doch wahrscheinlich gemacht. (Dr. Kerschensteiner, Staatsbürgerliche Erziehung.)

---

**Was ein Ganzes ist, das lasse ganz.** In den Zunftstuben der Pädagogik, schreibt G. Ruseler in der „N. Hamb. Ztg.“, ist seit dem 19. Jahrhundert ein unheilvolles Zergliedern und Zerstückeln eingerissen. Nichts können die Schulmeister ganz lassen, in der Naturgeschichtsstunde pflücken und zergliedern sie Pflanzen, in der Lesestunde Gedichte und in der Religionsstunde sogar den lieben Gott. Kein Wunder deshalb, dass in unserer Zeit der Respekt vor Kraft, Grösse und Schönheit so sehr geschwunden ist. Und dazu ist diese Methode noch sehr langweilig. Wenn Homer seziert wird, braucht man kein Chloroform, dann schläft der Geist der Dichtung von selber ein. Lasst die Schüler ein Ganzes als Ganzes auffassen und wiedergeben, und sie werden Respekt bekommen, wenn ihnen ein Kunstwerk oder eine geschlossene Persönlichkeit vors Auge tritt. Überhaupt sind die Dinge dazu da, dass sie auf die Schüler, und nicht die Schüler, dass sie auf die Dinge einwirken sollen. Wir meinen immer, im Unterricht irgendwelche Sache behandeln zu müssen, wir möchten aus jeder Lektion ein Prunkstück machen, indem wir alles, was Leben hat, totschiessen, schinden und den Balg zuletzt präparieren und ausstopfen. Lassen wir doch lebendig, was lebendig ist; denn allem Lebensvollen wohnt eine stille, aber unwiderstehliche Gewalt inne, die wir nur durch allzuviel Wort abschwächen können. Lassen wir die Dinge vor allem durch sich selber wirken; die Seele der Jugend ist empfindlicher als die photographische Platte, und in der Dunkelkammer des Gemüts gestalten sich aus den unscheinbarsten, zartesten Eindrücken leuchtende Bilder.

---

**Hat er recht?** In der Päd. Reform erzählt ein Hamburger folgendes wahre Geschichtchen: Neulich, als der erste Schnee fiel, ging ich über den Lämmermarktplatz und schaute zu, wie unsere lieben Bengel sich in dem Flockentreiben belustigten. Der eine raffte den spärlichen Schnee mit den Händen zusammen, um ihn seinem Kameraden ins Gesicht zu werfen. Andere versuchten, mit gespreizten Händen und offenem Mund die Flöckchen zu erhaschen. Nur einer stand abseits, beide Hände in den Hosentaschen. Ich wunderte mich; denn er sah nicht aus wie



einer, der wildem Spiel abhold wäre. Und ich erfuhr seinen Kummer, als er zu einem Jungen sagte: „Och wat, ick frei mi gornich, pass man up, dor müt wie bloss wedder 'n Opsatz von moken.“

---

**Bismarcks Sprachkenntnisse.** Wie grossartig die Sprachkenntnisse Bismarcks und seine Fähigkeit waren, sich in den Geist einer Sprache hineinzuversetzen, zeigt folgendes Erlebnis, das der Regierungspräsident a. D. Gustav v. Diest in seinem kürzlich herausgegebenen Werk „Aus dem Leben eines Glücklichen, Erinnerungen eines alten Beamten“ erzählt: Der amerikanische Gesandte Bancroft besuchte mich einige Tage in Danzig (wo Herr v. Diest in den Jahren 1869—1876 Regierungspräsident war), um diese interessante Stadt kennen zu lernen. Die Danziger Kaufleute, welche ich ihm zu Ehren zum Mittagessen eingeladen hatte, wollten alle mit ihrer guten englischen Sprache vor dem berühmten amerikanischen Geschichtsschreiber paradien; Bancroft aber blieb dabei, ihnen in deutscher Sprache, welche er fehlerlos beherrschte, zu antworten. Als nun einer meiner Gäste meinte, er spreche wohl nicht gut genug englisch, erklärte Bancroft: „Nein, Sie sprechen vortrefflich, aber ich habe mir zum Grundsatz gemacht, dass ich, so lange ich in Deutschland bin, nur deutsch sprechen will.“ Da warf ich ihm ein, dass ich ihn oft genug im Gespräch mit Bismarck habe englisch sprechen hören. „Ja“, erwiderte Bancroft, „mit Bismarck, das ist etwas anders, denn seine englische Ausdrucksweise ist sprachlich so belehrend für mich, er braucht namentlich so wunderbare Adjektiva, dass ich mir niemals das Vergnügen habe nehmen lassen wollen, aus Bismarcks Munde die englische Sprache zu hören.“

---

**Kaiser Wilhelms Stimme im Phonographen.** Wie die „Welt des Wissens“ (Herausgeber Dr. Wiese-Berlin) in ihrer soeben erschienenen ersten Nummer mitteilt, ist sie in der Lage, die phonographische Aufnahme der Stimme Kaiser Wilhelms II., welche im Vorjahre von dem amerikanischen Professor E. W. Scripture gemacht wurde, wortgetreu wiedergeben zu können. Die Worte des Kaisers lauten nach obiger wissenschaftlicher Wochenschrift folgend: „Stark sein in Schmerzen. Nicht wünschen, was unerreichbar oder wertlos, zufrieden mit dem Tag, wie er kommt, in allem das Gute suchen und Freude an der Natur und an den Menschen haben, wie sie nun einmal sind. Für tausend bittere Stunden sich mit einer einzigen trösten, welche schön ist, und am Schaffen und Können immer sein Bestes geben, wenn es auch keinen Dank erfährt. Wer das lernt und kann, der ist ein Glücklicher, Freier und Stolzer; immer schön wird sein Leben sein. Wer misstrauisch ist, begeht ein Unrecht gegen andere und schädigt sich selbst. Wir haben die Pflicht, jeden Menschen für gut zu halten, solange er uns nicht das Gegenteil beweist. Die Welt ist so gross und wir Menschen sind so klein; da kann sich doch nicht alles um uns allein drehen. Wenn uns was schadet, was wehe tut, wer kann wissen, ob das nicht notwendig ist zum Nutzen der ganzen Schöpfung. In jedem Ding der Welt, ob es gut ist oder anders, lebt der grosse weise Wille des allmächtigen und allwissenden Schöpfers; uns kleinen Menschen fehlt nur der Verstand, um ihn zu begreifen. Wie alles ist, so muss es sein in der Welt; und wie es auch sein mag, immer ist das Gute der Wille des Schöpfers.“



## Berichte und Notizen.

### I. Reiseerinnerungen.

Vortrag gehalten vor dem Allgemeinen Deutschen Schulverein.

Von **Amalie Nix**, Mechanic Arts High School, St. Paul.

(Für die Monatshefte.)

Meine Herren und Damen! Es wird Ihnen bekannt sein, dass die Universität Jena eine der Universitäten Deutschlands war, die sich lange weigerten, Frauen die Beteiligung an allen Kursen zu gestatten. Erst nach Schluss der Ostferien des Jahres 1902 öffnete auch Jena der Frauenwelt seine Tore. Zu gleicher Zeit erhielt ich eine Einladung von Herrn Prof. Dr. Rein, Vorträge während der Dauer der Ferienkurse über „Frauenbildung in den Vereinigten Staaten“ in Jena und anderen Universitätsstädten zu halten. Freudig, aber auch zaghaft nahm ich die Einladung an, wohl wissend, dass die Stellung der Frau in Deutschland wesentlich verschieden von der unsrigen hier ist, auch dass ich als die erste Amerikanerin, die einen derartigen Ruf erhalten, einer scharfen Kritik ausgesetzt sei. — In meinen Erinnerungsblättern kramend, rief ich mir manche Episode ins Gedächtnis zurück, die der Vergangenheit angehörte, aber noch jetzt entmutigend auf mich wirkte. Wie schon erwähnt, durften Frauen sich früher nur an wenigen Universitätskursen beteiligen. Sehr gnädig verfuhr man z. B. mit den pädagogischen und literarischen Kursen, während man sie aus den Hörsälen der Anatomie, physiologischer Psychologie u. s. w. einfach verbannte. Als ich einem, zum Humor neigenden Universitätsprofessor gegenüber zu jener Zeit einst mein Bedauern aussprach, dass es mir nicht erlaubt sei, einen Vortrag des berühmten Professors Dr. Ziehen zu hören, riet mir dieser, dem Professor eine Karte in den Hörsaal zu senden mit der Frage: „Gestatten Sie, dass ich heute zuhöre? A. Nix“ — und er sei überzeugt, die Antwort würde bejahend lauten. Ich befolgte den Rat des gelehrten Herrn und wurde nicht in meinen Erwartungen getäuscht — der Pedell brachte mir ein „Ja, gewiss“ als Antwort des Professors. In gehobener Stimmung betrat ich den altherwürdigen Hörsaal, um mich aber schon im nächsten Moment nach Amerika zurückzuwünschen. Erstaunen — ja Entsetzen — prägte sich auf den Gesichtern der circa 200 anwesenden Studenten aus, während der Gesichtsausdruck des Herrn Professors mir noch heute als undefinierbares Rätsel vorschwebt. Ein scheues Zurseiterücken, dann ein vorgeschobener Stuhl, auf dem ich mich niederliess, enthob mich des ersten qualvollen Augenblicks. Andächtig lauschte ich nun den Worten des grossen Gelehrten, die mich von Minute zu Minute mehr fesselten — den Herren Studenten muss es ähnlich ergangen sein. Man beachtete mich nicht mehr, und nach Beendigung des lehrreichen, interessanten Vortrages verliess ich den Hörsaal mit dem festen Vorsatze, mir nie wieder den Eintritt in die „Höhle des Löwen“ auf solche Art und Weise zu erzwingen.

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen, bei denen ich jedesmal von einem mir unerklärlichen Angstgefühl beschlichen wurde, begann ich mit der Ausarbeitung meiner Vorträge. Als erstes Thema wählte ich „Die häusliche Erziehung“, um dann zur „Frau im öffentlichen Leben“ überzugehen. Darauf folgten „Allgemeine Schulverhältnisse unseres Landes“, dann „Die Elementarschule“, „Die Hochschule“, „Die Universität“ und zuletzt „Die Frauen-Universität.“

Ende Juni erreichte ich Bremen. Bald darauf begab ich mich nach der schönen Hafenstadt Kiel, der Heimat des Prinzen Heinrich, wo ich mich für die ersten Tage des Monats Juli verpflichtet hatte. Zitternd betrat ich den Hörsaal, um meinen ersten Vortrag vor einem mir gänzlich fremden Publikum zu halten. Auf den ersten Blick gewährte ich den hohen Grad Intelligenz, der meine Zuhörer kennzeichnete, in deren Hände ich vertrauensvoll mein Schicksal legen durfte. Das Schlicht-Menschliche, das Einfach-Tüchtige, ein Merkmal des Gebildeten, gleichviel welcher Nation er angehören mag, das bei meinen Hörern zur Geltung kam, liess mich leichten Herzens und leichten Sinnes meinen ersten Vortrag zu Ende führen.

Herr Professor Rein, der hervorragendste Pädagoge Deutschlands, sagt in seinem „Encyklopädischen Handbuch der Pädagogik“ — das von der gesamten pädagogischen Presse als die bedeutendste pädagogische Erscheinung der Gegenwart bezeichnet worden ist —: „Früher teilte man die Menschen in Deutschland in Adlige und Bürgerliche, in Gläubige und Ungläubige, Protestanten und Katholiken, Christen und Juden ein; jetzt ist aber auch die entscheidende Einteilung in Deutschland die in Gebildete und Ungebildete.“

Die Herren und Damen, die ich vor mir hatte, gehörten alle der gebildeten Klasse an. Vor diesen war ich als Fremde erschienen und durfte mich schon wenige Stunden später als gute Bekannte von ihnen trennen. Und nicht die, wie ich glaube, etwas zu hohe Anerkennung meiner geringen Verdienste vom Publikum aus, nicht die reichlichen Blumenspenden, mit denen man mich bedachte, noch die Artikel der Journalisten waren es allein, die mir meinen Aufenthalt in Kiel so angenehm gestalteten, sondern auch das sympathische herzwinnende Wesen der Menschen, welches mir stets unvergesslich bleiben wird. Von Norddeutschland, das mir bisher fremd geblieben war, konnte ich nur den besten Eindruck übers Meer hinübernehmen.

Nach Beendigung meiner Vorträge in Kiel folgte am Abend vor meiner Abreise eine Diskussion, die sich auf mehrere Stunden ausdehnte und auch für mich belehrend war. Die anwesenden Herren und Damen, die sich fast sämtlich an der Debatte beteiligten, zollten den amerikanischen Frauen das höchste Lob und stimmten darin überein, dass diese ihre Selbständigkeit nicht nur dem stärkeren Geschlecht zu verdanken hätten, sondern die Ursache hauptsächlich darin zu suchen sei, dass sie nach einer höheren Entwicklung ihrer Geisteskräfte strebten. Auch die deutschen Frauen bemühten sich, idealere Zustände, durch höhere Bildung, in ihrem Vaterlande herbeizuführen; an ihren fortschrittlich gesinnten amerikanischen Schwestern würden sie sich ein Beispiel nehmen.

Es ist Ihnen bekannt, dass man die politischen Zustände unseres Landes drüben tadelnswert findet, besonders aber, dass die Politik in manchen Gegenden der Vereinigten Staaten eine grosse Rolle im Schulwesen spielt und die Stellung des Lehrers keine sichere ist, so lange es vorkommt, dass auch der tüchtigste Pädagoge zu irgend einer Zeit entlassen werden kann. Ich wurde gefragt, ob man nicht öfters von zwei Personen, deren eine eine gründliche pädagogische Bildung besitze, während man bei der anderen vielleicht umsonst nach einem Lehrerdiplom forschen dürfte, der letzteren, ungebildeten den Vorzug gäbe?

Leider ist dies ja noch immer ein Übelstand, der unsere Nation in den Augen eines Kulturvolkes, gleich dem deutschen, tief herabsetzen muss. In Deutschland steht der einfachste Lehrer ja auf einer Bildungsstufe, um die ihn mancher Lehrer in den Vereinigten Staaten beneiden könnte, der eine höhere Stelle bekleidet und oft aus diesem Grunde von dem Gedanken beherrscht wird, ein Auserwählter seines Berufes zu sein.

In dem Allgemeinen deutschen Schulverein ist unser Ziel speziell auf die Pflege der deutschen Sprache gerichtet. Sollte es uns nicht möglich sein, in Verbindung damit deutsche Sitten, deutsche Ehrenhaftigkeit, ja überhaupt deutsche Ideale verbreiten zu helfen?

Ehe ich mit der Beschreibung der Universitäts-Sommerschulen fortfahre, möchte ich bemerken, dass ich, ausser in Kiel, auch in anderen Universitätsstädten freundlich willkommen geheissen wurde, ganz besonders noch in der Museumstadt, Jena, dem Saalethron Deutschlands, wo ich mehrere Wochen im Kreise alter Freunde weilte. Dankbaren Herzens gedenke ich jetzt noch vieler bedeutenden Gelehrten, in deren Gesellschaft es mir vergönnt war, mehrere Monate zuzubringen, die mein Wissen um manches bereicherten, meinem Gedankengang eine neue Richtung gaben.

Die erste Universitäts-Sommerschule wurde im Jahre 1889 von Professor Rein in Jena gegründet. Nur 25 Teilnehmer fanden sich zur Zeit ein. Die pädagogischen Kurse wurden unter der Leitung Prof. Reins, die naturwissenschaftlichen unter derjenigen Prof. Detmers gehalten. Man nannte diese Sommerschule „Den Versuchskursus“. Dass die Teilnehmer die Universitätskurse zu würdigen wissen, zeigt sich in der steigenden Hörerzahl, die der Tausend nicht mehr ferne ist. Vielerlei Vorteile erstehen daraus für die Universitäten, die Dozenten und auch die Teilnehmer, die viel Anregung daraus gewinnen, auch eine kurze Zeit die erfrischende Luft der Freiheit und Wissenschaft zu atmen vermögen. Der grössten Hörerzahl erfreut sich noch immer Prof. Rein, der in früher Morgenstunde im grössten Hörsaal, vor dichtbesetztem Hause seine hochinteressanten Vorträge über Pädagogik hält. Im August des Jahres 1905, während ich meine Vorträge über „Amerikanisches Schulwesen“ hielt, ward es mir wieder vergönnt, den berühmten Pädagogen zu hören. Im Jahre 1902 taufte man die Universitäts-Sommerschule Jena „Die Arbeitsame“, im Jahre 1905 „Die Harmonische“. Da Jena noch immer den ersten Platz unter den Universitäts-Sommerschulen einnimmt, wird den Teilnehmern auch bedeutend mehr geboten als in irgend einer anderen Universitäts-Sommerschule Deutschlands.

Ausserdem werden Ausflüge veranstaltet, von denen diejenigen nach Blankenburg, Weimar und Eisenach gewöhnlich am zahlreichsten besucht sind.

Thüringen, „das immergrüne Herz Deutschlands“ genannt, ist ein Stück historischer, ein Stück klassischer Boden, den wir mit einem gewissen Gefühl der Pietät betreten.

Innig verwoben mit Jena war Schiller vom Jahre 1789 bis 1799, als er als Professor der Geschichte an der Universität Jena wirkte. Ausser der kleinen Kirche, in welcher die Trauung Schillers mit Charlotte von Lengefeld stattfand, ist vielleicht der Schillergarten, in dem Schiller seinen „Wallenstein“ schuf, die bedeutendste Erinnerungsstätte des grossen Dichters. Die Stelle, an der Wallenstein entstand, zierte jetzt ein Denkmal. Hier gerät man in echte Schillerstimmung, ruft sich auch manches an Schillers Jenenser Aufenthalt Erinnernde zurück und immer wieder das, was er einst einem Freunde schrieb: „Kein Ort in Deutschland würde mir das sein, was Jena und seine Nachbarschaft mir ist,

denn ich bin überzeugt, dass man nirgends eine so wahre und vernünftige Freiheit genießt und in einem so kleinen Umfange so viele vorzügliche Menschen findet."

Es wird Ihnen bekannt sein, dass sehr viele Jenenser keine Gelegenheit hatten, den einsam lebenden Schiller zu sehen, obgleich er, ausser mit Goethe, im eifrigen Verkehr mit Wilhelm von Humboldt, Fichte, den Gebrüdern Schlegel, Voss, Schelling, Reinhold und Erich Schmid stand.

Goethe weilte nur besuchsweise, aber öfters, in Jena, das er „das liebe nährische Nest" nannte, in dem er „die Stimmung zu allerlei Gutem" zu holen pflegte, „in dem er immer ein glücklicher Mensch war, weil er keinem Raume so viele produktive Momente verdankte." Gewöhnlich erschien Goethe als Gast im „Prinzenhaus", welches sich auf einer kleinen Höhe des Prinzessinnengartens befindet. Im Gasthof „Zur Tanne" schrieb er seinen „Erkönig".

Indem ich Jena verlasse, werde ich Sie bitten, mir zunächst einen Augenblick nach Blankenburg zu folgen, das seiner herrlichen Umgebung wegen stark von Sommerfrischlern besucht wird. Hier gründete Friedrich Froebel im Jahre 1840 den ersten Kindergarten; in der Nähe der Schwarzabücke wird sein Haus sichtbar — 1882 wurde Froebel an seinem hundertjährigen Geburtstage ein Denkmal errichtet.

Die nächste Stadt, in die ich Sie führen möchte, ist Weimar, die klassische Stadt Deutschlands, verherrlicht durch das Andenken der beiden Dichterfürsten Goethe und Schiller. Fast jedes Fleckchen Erde Weimars birgt klassische Erinnerungen. Wielands Haus steht in der Wielandstrasse mit der Inschrift: „Hier wohnte Wieland." Von der Wielandstrasse begibt man sich auf den Theaterplatz, dessen schönste Zierde das Goethe-Schiller Denkmal ist. Die Widmungstafel: „Dem Dichterpaar Goethe und Schiller das Vaterland" zeigt und dessen Entsehung. In der Schillerstrasse sieht man das Schillerhaus mit der Inschrift: „Hier wohnte Schiller." Treten wir in das Schillerhaus ein, so finden wir Schillers Studierzimmer noch wie zu seinen Lebzeiten erhalten. An derselben Stelle steht der Schreibtisch, an dem mehrere seiner unsterblichen Werke entstanden sind, auch das Bett, in dem er seine Seele ausgehaucht. Gegen das bescheidene Schillerhaus kontrastiert wesentlich das Goethehaus, das eine ganze Seite des Goetheplatzes einnimmt. Diese Besizung wurde im Jahre 1792 durch den Herzog Karl August angekauft und Goethe zum Geschenk gemacht, welcher auch bis zu seinem am 22. März 1832 erfolgten Tode darin gewohnt hat. Nach Durchschreitung des im italienischen Geschmack nach Goethes Entwurf angelegten Treppenhauses gelangt man zu den Kunstsammlungs- und Gesellschaftszimmern an der Frontseite, deren Mittelpunkt der Saal einnimmt. Zu beiden Seiten liegen das Junozimmer, worin der Flügel steht, auf dem Felix Mendelssohn-Bartholdy gespielt, das Büstenzimmer, das Deckenzimmer, mit Goethes Handzeichnungs- und Medaillensammlung und mehrere andere Sammlungszimmer. Ehrfurchtsvoll still durchschreitet man die heiligen Räume, unwillkürlich der Worte eines anderen Dichters gedenkend, der uns die Antwort auf die Frage: „Was ist Genie?" erteilt: — „Der Hauch eines Engels in der Seele eines erwählten Menschen, ein goldener Funke, den die Musen aus ihrem Strahlendiadem in die Brust ihres Lieblings gelegt, wo dieser Funke, zu immer neuer Kraft entzündend, dessen ganzes Sein durchdringt und in seinen Schöpfungen göttliche Kraft und Abstammung bekundet.

Ehe er sich von Weimar verabschiedet, zieht es den Besucher zu dem Friedhofe hin, auf welchem manch berühmte Persönlichkeit die letzte Ruhestätte fand. In der Mitte des Friedhofes befindet sich die Fürstengruft, wo viele Angehörige

des Grossherzoglichen Hauses ruhen; seit 1827 sind die Überreste Schillers, seit 1832 die von Goethe darin beigesetzt. Tiefbewegt verlässt man die weihevollen Stätte, nimmt man Abschied von den mit Lorbeerkränzen geschmückten Särgen.

Andere Sehenswürdigkeiten Weimars sind das Liszt-Museum, das Goethe-Schiller Archiv, die Herderkirche, Schloss Belvedere und Schloss Tiefurt.

Die zweite Stadt Thüringens, welcher ich einige Minuten widmen möchte, ist Eisenach, welche Luther „seine liebe Stadt“ nannte, als er dort das Leben in einem vornehmen Patrizierhause kennen lernte. Wie Weimar und Jena zahlreiche Erinnerungsstätten Goethes und Schillers bergen, so ist Eisenach mit Erinnerungen an Luther verknüpft. Unser Interesse wenden wir zuerst dem Luther-Denkmal auf dem Karlsplatz zu. Professor Donndorf hat den grossen Reformator in genialer Auffassung dargestellt.

Eine andere bedeutende Erinnerungsstätte Luthers ist die Wartburg, der Stolz thüringischer Burgen. Im Lutherzimmer übersetzte Luther die Bibel.

Gerne möchte ich mit Ihnen eine Wanderung durch alle dem Publikum geöffneten Räume der Wartburg unternehmen, die so viele Denkmäler mittelalterlicher Kunst und Geschichte aufzuweisen hat, doch ist die Zeit zu knapp bemessen, um Ihnen jetzt die Elisabethgalerien, den Sängersaal, das Landgrafenzimmer und den Rittersaal zu zeigen. Wer die Wartburg einmal gesehen, deren Räume einmal durchschritten hat, dem wird es auch manchmal wie Scheffel ergehen, der in seinem „Wartburg-Heimweh“ ausruft:

„Wo ich streife, wo ich jage,  
Bleibt ein Wunsch mir ungestillt,  
Weil ich stets im Sinne trage  
Wartburg, deiner Schönheit Bild.  
In des Forsts umlaubtem Grunde,  
In der Talschlucht dunklem Graus,  
Sehnt das Aug' zu jeder Stunde  
Sich nach dir, mein Herz-ruh-aus!“

Zu den Sehenswürdigkeiten Eisenachs, die besonderer Erwähnung verdienen, gehört auch noch die schöne Villa, die sich der gemütvolle plattdeutsche Dichter Fritz Reuters in dem lieblichen Mariental gebaut, auch das Denkmal, das die Stadt Eisenach dem Meister des Orgelspiels, Sebastian Bach, gesetzt.

Vor Schluss meiner „Reiseerinnerungen“ möchte ich noch einige Bemerkungen über die Frauenbewegung machen, die in Deutschland seit dem letzten Jahrzehnt grosse Fortschritte zu verzeichnen hat. Diejenigen Frauen, die an der Spitze der Bewegung stehen und sich durch intellektuelles Streben auszeichnen, wie Helene Lange, Lina Morgenstern, Henriette Goldschmidt, Margarete Henschke, Marie Eggers-Smidt und Ottilie Hoffmann, Marie Stritt, sowie Franziska Tiburtius sind auch Ihnen keine Fremden. Mir wurde ebenfalls Gelegenheit geboten, einige dieser geistigen Führerinnen kennen zu lernen, die mir einen Einblick in die Frauenbewegung Deutschlands gewährten. Wohl mag es noch Jahre dauern, bis die deutschen Frauen sich die Stellung erringen werden, wie wir sie uns schon hier errungen, dennoch war ich überrascht zu hören, welchen Aufschwung die Frauenbewegung in den letzten Jahren genommen. Z. B. gibt es jetzt zahlreiche Fortbildungsschulen für Mädchen, auch das Mädchen-Gymnasium erfreut sich grosser Beliebtheit. Die Kinderheime, Jugendschutzvereine und Gewerbeschulen für Mädchen, wie wir sie jetzt überall in Deutschland finden, verdanken ihre Existenz edlen Frauen. Durch Willensstärke und Tatkraft werden sich auch die



deutschen Frauen eine bevorzugte Stellung, ein unabhängiges Geistesleben schaffen, dessen wir uns hier schon lange erfreuen. Denn

„Tatlos harren — nennt ihr's weise?  
Tatlos träumen — nennt ihr's gut?  
Ist das heute nicht die Knospe,  
Drin des Morgens Blüte ruht?  
Ist das heute nicht das Saatfeld,  
Drin des Morgens Keime liegen?  
Wird, wo heute prangt die Blüte,  
Morgen nicht die Frucht sich wiegen?  
Lasst den Träumer bei den Blüten,  
Die der Sturmwind abgestreift!  
Für die Zukunft sorgt am besten,  
Wer die Gegenwart ergreift!“

## II. Korrespondenzen.

### Baltimore.

Einen unbeschreiblichen Verlust hat die lichtsuchende Wissenschaft erlitten, das „Baltimore College of Science“, das des Lebens dunkle Rätsel endlich lösen sollte, hat durch Onkel Sams rauhe Hand urplötzlich ein unrühmliches Ende gefunden. Es war vor zwei Jahren von einem „Doktor“ White ins Leben gerufen worden, einem unternehmenden jungen Mann aus einem an der Chesapeak Bai gelegenen Städtchen gebürtig, der seit 15 Jahren in Baltimore ansässig ist und in den Kreisen der Spiritualisten als Medium von ungewöhnlicher Kraft galt. Dieses College sollte einem von der gesamten Menschheit längst und peinlich gefühlten Bedürfnis entsprechen, es war eine Korrespondenzschule, welche Hypnotismus, Gedankenlesen und „die höheren geheimen Wissenschaften“ brieflich lehren könne, und zwar für den Spottpreis von nur sieben Dollars den Kurs. Aus den aufgefundenen Briefschaften ging hervor, dass die unbegrenzte Menschenliebe des „Doktors“ nicht umhin konnte, denen, die auf den Gimpelfang nicht so leicht eingingen, Preisermässigungen bis zu drei Dollars den Kurs anzubieten.

Wohl in der Ansicht, dass den Baltimoreern für das Studium der „höheren geheimen Wissenschaften“ der Sinn mangle; oder auch eingedenk des alten Satzes, dass ein Prophet im eigenen Hause nichts gelte, richtete sich die Propaganda des „Doktors“ ausschliesslich nach auswärts. In zahlreichen Zeitungen des In- und Auslandes erschie-

nen seine Anzeigen, und seine Zirkulare wurden über die ganze Welt versandt. Die Tausende an „Dr.“ White gerichteten Briefe und Geldsendungen aus den verschiedensten Teilen der Erde machte die Post auf den Doktor der höheren geheimen Wissenschaften aufmerksam, und die Postinspektoren beschlossen, ihm einen Besuch abzustatten.

Sie trafen den „Doktor“ mit einer hübschen jungen Dame am reichbesetzten Frühstückstisch, drei junge Mädchen waren mit dem Verpacken von Liebespulver beschäftigt, und fünfzehn andere Mädchen waren emsig daran, auf Schreibmaschinen Zirkulare herzustellen und selbe postfertig zu machen. Drei Wagenladungen Briefe, Zirkulare, Bücher und sonstige Sachen wurden als Zeugenmaterial in Beschlag genommen und der „Doktor“ auf die Anschuldigung, die Post für betrügerische Zwecke zu benutzen, unter 10,000 Dollars Bürgschaft für sein Erscheinen vor dem Kriminalgericht gestellt. In seinem Geldschrank befanden sich baare 13,000 Dollars, ein Beweis, dass das College einen guten Profit abwarf.

Das beste Geschäft schien er mit dem oben erwähnten Liebespulver gemacht zu haben, welches, in einem Beutelchen auf der Brust getragen, die Liebe erzwingt. Nach einem vorgefundenen Rezept enthielt dieses Liebespulver „drei weisse Haare aus dem Schwanz einer schwarzen Katze, sieben Haare aus dem Schwanz eines weissen Maulesels, acht Tropfen Blut aus dem Schwanz eines Hundes“ und andere ähnliche Bestand-



teile; ein darüber gehauchtes kräftiges Gebet des „Doktors“ verlieh dann dem Pulver vollends seine wundertätige Kraft. Wäre letzteres nicht notwendig, dann wäre an dieser Stelle das volle Rezept zu Nutz und Frommen der wissensdurstigen, versuchslustigen und liebebedürftigen Junggesellen des Leserkreises gegeben worden.

Dem Doktor der höheren geheimen Wissenschaften ist der Postverkehr entzogen worden, und verödet steht der Wissenstempel, in welchem dem seit Jahrtausenden nach Licht und Wahrheit ringenden Menschengestalt endlich die Tore der Erkenntnis geöffnet werden sollten. So ergeht denn immer noch in der Stube des Gelehrten der Seufzer: „Seht, dass wir nichts wissen können“, und immer noch gelten am Stammtisch die bedeutungsvollen Worte „Nichts Gewisses weiss man nicht.“ S.

#### Cincinnati.

Mit dem Jahre 1906 sind wir hier in eine Gründungsperiode neuer schulmeisterlicher Vereine getreten, die zum Heile der Pädagogik im allgemeinen und zur Förderung unserer Zukunft im besonderen beitragen sollen. Gleich im Monat Januar tauchte am pädagogischen Vereinshimmel ein neuer lieblich strahlender Verein auf, dem seine Taufpatinnen den melodischen Namen Harmonie beilegte. Wie schon aus dem Geschlechte des Namens hervorgeht, ist das neue Vereinsphänomen ein Stern weiblicher Güte; oder, um deutlicher zu sprechen, es ist ein Lehrerinnenklub, der sämtliche deutsche Lehrerinnen der öffentlichen Schule nicht unter die Haube, sondern vorläufig nur unter einen Hut bringen will. Zweck: Förderung der Geselligkeit und engerer Anschluss der deutschen Lehrerinnen unter einander. Der Klub hat bereits drei Versammlungen, beziehungsweise Unterhaltungen für seine Mitglieder abgehalten, wobei musikalische und deklamatorische Nummern das Programm und Kaffee und Kuchen den attraktiven Abschluss bildeten. Auf den 9. Juni hat der Klubvorstand ein glänzendes Gartenfest anberaumt, wofür die Vorbereitungen mit grösster Sorgfalt getroffen werden. Der Reinertrag aus diesem Feste soll dem Lehrerseminar in Milwaukee zufließen. Nun sage einer, dass die Damen der „Harmonie“, die bereits über 80 Mitglieder zählt, keinen Sinn für das pädagogische Gemeinwohl haben! Und Ihr Korrespondent hat bis Dato nichts

berichtet über diese Erscheinung am pädagogischen Vereinshimmel! Eine seiner vielen Vergesslichkeits- und Unterlassungssünden. —

In der April-Versammlung der deutschen Oberlehrer wurde die von Herrn Seminardirektor Max Griebisch hier angeregte Propaganda für das deutschamerikanische Lehrerseminar in die Tat umgesetzt. Es wurde nämlich beschlossen, auch in Cincinnati, ähnlich wie in St. Louis, einen Seminarverein zu gründen. Die Herren Dr. H. H. Fick, Gottlieb Müller, Karl Tackenberg, Erich Bergmann und Ernst Groneweg sind mit den vorbereitenden Schritten zur Gründung des Vereins betraut worden, und sie erhielten zugleich das Recht, sich nach Belieben zu ergänzen. In erster Linie sollen alle früheren Schüler und Schülerinnen des Seminars, sowie prominente deutsche Bürger als Mitglieder des Seminarvereins gewonnen werden. Die erste Sitzung des Gründungsausschusses hielt bereits am 3. Mai seine erste Sitzung ab. Möge der Seminarverein recht bald blühen und gedeihen zum Wohl und Besten der verdienstvollen Anstalt!

Als dritte und neueste Vereinigung wurde am 2. Mai auf Anregung des Vorstehers des Turnunterrichts, Dr. Carl Ziegler, ein Athletic Club ins Leben gerufen. Dieser Klub setzt sich hauptsächlich aus den englischen ersten Assistenten der verschiedenen Schulen zusammen und bezweckt die Förderung des geordneten Spiels und Sports unter den Volksschülern der vier letzten Schuljahre, also Schülern vom elften bis zum vierzehnten Jahre. Unter Leitung und Aufsicht der genannten Assistenten sollen verschiedene Ballspiele und anderer Sport gepflegt werden, und die einzelnen Schulen sich unter einander von Zeit zu Zeit messen. Hoffentlich artet die Sache nicht in amerikanischen Wettsport aus.

Die Anti-Mucker Bewegung macht hier gegenwärtig recht erfreuliche Fortschritte. Drei Massen-Petitionen und Proteste gegen die Vermuckerung der lebensfrohen „Königin des Westens“ sind im Umlauf, und mit der grossen Massendemonstration in der Musikhalle am 19. Mai soll der Haupttrumpf gegen die engherzigen Temperenzfanatiker ausgespielt werden. Selbstverständlich steht in diesem Kampfe um Bürgerrechte und persönliche Freiheit das Deutschum wieder um im Vordertreffen.

Doch Muckerei oder nicht, am 16. Juni wird der Ausflug des deutschen Lehrervereins nach einem hübschen vorstädtischen Vergnügungsplatze stattfinden, und da sollen und werden uns die Wasserheiligen den Spass nicht verderben.

E. K.

#### Milwaukee.

Dem Beispiele New Yorks und Omahas folgend hat das Komitee für Ernennungen in unserem Schulrat in der letzten Sitzung dieser Körperschaft einen Beschluss eingereicht, demzufolge alle Lehrer an den öffentlichen Schulen unserer Stadt in Zukunft nach vierjähriger Probezeit auf lebenslänglich angestellt werden sollen. Die Absetzung eines Lehrers kann dem Komiteebeschluss gemäss nur durch einen Mehrbeschluss des gesamten Schulrats erfolgen. Über die Empfehlung des Komitees wird, wie üblich bei derartigen Anträgen, erst in der nächsten Sitzung des Schulrats abgestimmt werden.

Wir hoffen ernstlich, dass die Herren Schulräte die fortschrittliche Tendenz, die das Komitee hierdurch an den Tag gelegt, unterstützen und diesen für den Ausbau unseres Schulsystems so wichtigen Beschluss annehmen werden.

Die Absurdität, dass ein Lehrer, der sich durch mehrjährigen Dienst erprobt hat, alljährlich neu angestellt werden muss, sollte doch jedermann einleuchten. Das aus der Kolonialzeit stammende System der jährlichen Anstellung der Lehrkräfte mag ja z. Z. seine Berechtigung gehabt haben, als die für Schulzwecke erspriesslichen Geldmittel stets sehr in Frage standen und Lehrerbildungsanstalten noch nicht bestanden; aber jetzt erscheint uns diese Einrichtung, an der man leider immer noch mit wenigen Ausnahmen im ganzen Lande festhält, als veraltet und überflüssig.

Der Fall Pray in Stevens Point zeigt wiederum das verderbliche dieser veralteten Einrichtung. Hier hat die aus fünf Mann bestehende Behörde der Normalschulregenten einen Mann, der allgemein als tüchtiger Pädagoge und bewährter Schulleiter galt, als Präsident der Staasnormalschule abgesetzt, weil er den Herren nicht mehr passte.

Die Gehälter unserer Lehrer sollen abermals revidiert werden, u. z. nach folgendem Schema: Das Anfangsgehalt der Lehrer der sechs un-

teren Grade sowie der Hilfslehrer des Deutschen soll in Zukunft \$450 pro Jahr betragen. (Für Abiturienten der Staatsnormalschule \$500.) Das Maximalgehalt der Lehrer im 2ten, 3ten, 4ten, 5ten und 6ten Grad soll \$700, das der Lehrer im ersten und im 7ten Grad \$750 betragen. Das Maximalgehalt der Hilfslehrer des Deutschen ist ebenfalls auf \$700 festgesetzt worden. Die Gehälter aller übrigen Lehrer bleiben unverändert. Die im letzten Jahre vom Schulrat gemachte Gehaltserhöhung auf Grund der Dienstzeit tritt jedoch, falls der Schulrat das neue Gehaltsschema annimmt, ausser Kraft. Das Gehalt des Prinzipals soll nach Massgabe der Anzahl Klassen, die er zu beaufsichtigen hat, geregelt werden; z. B. soll ein Prinzipal einer Schule mit 20 Klassen \$2000 erhalten. Das Gehalt des ersten und des zweiten Hilfssuperintendenten soll je um \$500 vermehrt werden; die Gehälter der Musikleiterin und der Leiterin des Handfertigkeitsunterrichts sollen auf \$1800 erhöht werden.

Dieser neue Entwurf bedeutet zwar für die Mehrzahl der Lehrer eine geringe Gehaltserhöhung, aber für eine gewisse Anzahl auch eine Erniedrigung der Gehälter; denn wer bis zum Juni des laufenden Jahres zu seiner auf Grund sechsjähriger, neunjähriger oder zwölfjähriger Dienstzeit bestimmten Zulage noch nicht berechtigt ist, erhält dieselbe nicht. Ein Schritt zur eigentlichen Erhöhung der Lehrergehälter ist jedoch — zum erstenmale seit 18 Jahren in Milwaukee — dadurch getan worden, dass man das Anfangsgehalt um \$50 erhöht hat. Diese Neuerung müssen wir immerhin als einen Fortschritt begrüssen!

Unter den Lehrern des Deutschen und den Freunden des deutschen Unterrichts wird die Ernennung des Herrn Leo Stern zum temporären Nachfolger des Herrn Abrams als eine glückliche angesehen. Herr Stern hat sich auf eine sofortiges Zutrauen erweckende Weise eingeführt und dadurch beim deutschen Lehrerkorps den allgemeinen Wunsch erregt, dass man die temporäre Anstellung zur permanenten machen wird.

Auf Anregung unseres Superintendenten Carroll G. Pearse wurde unter den Lehrern an den öffentlichen Schulen eine Sammlung für die durch das furchtbare Unglück in San Francisco betroffenen Kollegen vorgenommen, die die Summe von \$1,200 ergeben hat.

—X—

## New York.

So gross New York auch ist, so hält es für den Verein deutscher Lehrer von New York und Umgebung doch schwer, in der Metropole ein passendes Lokal zu finden, in dem er seine monatlichen Versammlungen ungestört abhalten kann. Auch im Café Boulevard, Ecke 2. Ave. und 10. Strasse, wohin er im vorigen Oktober umgezogen war, war trotz des schönen französischen Namens seines **Bleibens** nicht lange. Wir waren froh, als wir im März in unsere frühere Herberge, den „Deutschen Pressklub“, 21 City Hall Place, der wir im vorigen Jahre schnöde den Rücken gewandt hatten, wieder einziehen konnten: Es ging uns wie dem Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Leider war der Besuch der März-Versammlung als Folge schauerhaften Regenwetters so schwach, dass weiter nichts verhandelt werden konnte als zu bestimmen, die nächste Versammlung am 7. April in Newark abzuhalten. Aber obgleich es an diesem Tage nicht regnete, sondern das prachtvollste Wetter herrschte, wurde auch diese Versammlung vollständig zu Wasser, da unser sonst recht pünktlicher Sekretär in Folge eines Missverständnisses es unterlassen hatte, Einladungskarten auszuschicken. Unsere Mitglieder kommen oft nicht, wenn sie geladen sind; uneingeladen kommen sie natürlich erst recht nicht.

Nach zweimonatlicher Pause hatten wir nun wieder einmal eine richtige, wenn auch nicht gerade stark besuchte Versammlung am 5. Mai im „Deutschen Press-Klub“ in New York. Nach Eröffnung der Sitzung durch den Präsidenten Herrn von der Heide wurde zuerst zweier Freunde gedacht, des Herrn Dr. H. H. Fick in Cincinnati, welcher kürzlich von schwerer langwieriger Krankheit genesen, und des Herrn Dr. H. Zick in New York, eines Mitgliedes und früheren Präsidenten unseres Vereines, der gegenwärtig an einem hartnäckigen Übel leidend sich in Hospitalpflege befindet. Herr von der Heide übernahm es als guter persönlicher Bekannter der beiden geschätzten Kollegen, den schwer Geprüften unsere herzliche Teilnahme brieflich auszudrücken.

Hierauf machte Hugo Geppert die Versammlung mit dem Inhalte eines Briefes bekannt, den er kürzlich vom Seminardirektor Herrn Max Griebisch aus Milwaukee erhalten hatte. In dem Briefe klagt der Seminardirektor über

den Mangel an Zöglingen für das Seminar und fragt an, ob es hier im Osten nicht möglich wäre, junge Leute zum Besuche des Seminars zu veranlassen. Früher hätte das Seminar mitunter Schüler aus dem Osten erhalten; diese Quelle scheine aber versiegt zu sein.

Mit Bedauern wurde diese Mitteilung entgegen genommen. Aus der darauf folgenden Beprechung über diese Angelegenheit ging leider hervor, dass im Osten kaum etwas zur Hebung des Übelstandes getan werden könne. Besonders war das die Ansicht des Herrn Herzog. Er führte etwa folgendes aus: Wäre der Seminarkursus ein fünfjähriger, dann würde es den Abiturienten leicht gelingen, eine Stelle als Speziallehrer in New York zu erlangen. Sie würden dann sogar vor allen anderen Kandidaten den Vorzug erhalten, da sie nicht nur pädagogisch durchgebildet und der deutschen wie englischen Sprache mächtig seien, sondern sich auch mit dem Charakter der amerikanischen Jugend leichter abfinden. Wie die Dinge jetzt liegen, gelingt es den in Milwaukee ausgebildeten Lehrern, eine Stellung als deutsche Speziallehrer in New York erst dann zu erhalten, nachdem sie einen Universitätskursus von einigen Jahren durchgemacht und ausserdem noch ein schwieriges Anstellungsexamen bestanden haben. Unter diesen Umständen dürfte es schwer halten, junge Leute aus dem Osten zum Besuche des Seminars in Milwaukee zu veranlassen, besonders da auch keine günstigen Aussichten auf Anstellung an d. e. Privatschulen vorhanden sind.

Hatten wir die Klage über den Mangel an Seminarzöglingen mit Bedauern entgegen genommen, so erfüllte es die Versammlung mit Freude, als sie aus dem Briefe des Herrn Seminardirektors erfuhr, dass er diesen Sommer nach Deutschland zu reisen gedenkt und uns auf dieser Reise Anfang Juli besuchen will. Wir bringen ihm jetzt schon ein herzliches Willkommen entgegen.

Jetzt kam man auf einen Vortrag zu sprechen, den Herr Dr. Detlev Jessen, Professor an einem College im Pennsylvanischen, über „des Deutschtum, die deutsche Sprache und das deutsche Volk“ am Abend vorher gehalten hatte und zwar im Zweigverein New York I des allgem. d. Sprachvereins. (Seit Januar haben wir infolge unglückseliger Spaltung auch einen Zweigverein New York II). Herr Dr. R. Tombo als Vorsitzender des Sprachvereins New York I und Herr Carl Herzog hatten den Vortrag gehört. Die Urteile beider Herren

über denselben gingen aber weit auseinander. Das kam daher, dass Herr Dr. Tombo ihn dem Inhalte nach, Herr Carl Herzog ihn aber der Form nach beurteilte. Letzterer hatte besonders den roten Faden vermisst, so dass es in der Tat schwierig gewesen sei, dem Vortrage zu folgen.

Hierauf nahm Präsident von der Heide Gelegenheit, sich bei dem Verein zu bedanken für einen Freundschaftsbeweis, der darin bestand, dass man ihm anlässlich des 50jährigen Jubiläums seiner Schule ein hübsches Werk geschenkt hatte und zwar den sozialpolitischen Roman von Goetz-Kraft: „Die Zustände des politischen Deutschlands.“

Nun sollte endlich die auf dem Tagesprogramm stehende „Besprechung über den Wert von Lehrer-Konferenzen“ an die Reihe kommen. Da indessen die Zeit schon sehr vorgerückt war und sich doch über das genannte Thema so ungeheuer viel sagen lässt, so hielt man es für geraten, dasselbe nicht erst anzuzapfen, sondern die Verhandlungen für heute abubrechen. Es wurde nur noch beschlossen, dass die letzte Versammlung im Schuljahre auf Einladung des Herrn Joseph Sauerborn am 2. Juni in der St. Benediktushalle an Barbarastrasse in Newark abgehalten werden soll.

H. G.

### III. Umschau.

Vom Lehrerseminar. Der im vorigen Hefte dieser Zeitschrift bereits in Aussicht gestellte Besuch der Mitglieder des Lehrausschusses, der Professoren Dr. Otto Heller, Washington-Universität, St. Louis, und A. R. Hohlfeld, Staatsuniversität von Wisconsin, kam in den Tagen vom 26.—28. April zur Ausführung. Die Herren nahmen Einsicht in die Arbeit von Lehrern und Schülern; auch fand am Freitagnachmittag eine Versammlung des Lehrkörpers des Seminars und der genannten Mitglieder statt, in denen namentlich die Frage zur Beratung kam, welche Schritte getan und welche Veränderungen im Lehrkursus der Anstalt vorgenommen werden müssten, um dem Seminardiplom eine gewisse Anerkennung in den erstklassigen Universitäten des Landes und vor den Staatsprüfungsbehörden der Lehrer zu erwerben. Um feststellen zu können, wie sich die Aufnahmebedingungen sowohl als die Arbeit in den staatlichen Normalschulen Wisconsins mit denen im Seminar vergleichen, empfahl die Versammlung dem Vollzugsausschuss, den Direktor nach ein oder zwei dieser Anstalten zu senden, damit dieser aus eigenem Augenschein die nötigen Informationen einzüge.

Für die vom 1.—7. Mai stattgefundene schriftliche Prüfung der Seminarabiturienten waren von den Mitgliedern der Prüfungsbehörde für den deutschen und den englischen Aufsatz folgende Themata gewählt worden: „Zeit ist Geld“, und „a school without discipline is a mill without water“. Ausser diesen Aufsätzen hat-

ten die Zöglinge in deutscher Grammatik, Geschichte der Pädagogik und Naturwissenschaften schriftliche Arbeiten anzufertigen. Die mündliche Prüfung findet vom 21.—23. Juni statt. Die Prüfungsbehörde besteht ausser der Fakultät des Seminars und dem Präsidenten des Verwaltungsrates, Herrn Dr. Louis F. Frank, aus den Herren B. A. Abrams, Milwaukee, M. Schmidhofer, Chicago, H. Woldmann, Cleveland, als Vertretern des Lehrerbundes, und Dr. Otto Heller, St. Louis, und Prof. A. R. Hohlfeld, Madison, als Vertretern der Verwaltungsbehörde des Seminars.

Das Stammkapital des Seminars erhielt eine willkommene Vermehrung durch ein Vermächtnis von Herrn Wm. Schrafft aus Boston, Mass., im Betrage von \$600. Der Testator hat seine Zuwendung keinem unwürdigen Institut gemacht. Sie ist für das Seminar ebenso ehrenvoll, wie es von der hochherzigen Gesinnung des Verstorbenen Kunde gibt, dass er seiner Teilnahme und seinem Verständnis für die Arbeit des Seminars in solcher Weise äusseren Ausdruck verlieh. Ehre seinem Andenken!

Eine befremdende Notiz brachte vor einigen Wochen „The Globe“ von New York, eine der wenigen Tageszeitungen des Landes, die regelmässig Schulnachrichten veröffentlicht. Diese Notiz enthielt einen Bericht des Assistenzsuperintendenten E. L. Stevens von New York an seinen Chef Dr. Maxwell bezüglich des deutschen Unterrichts, der folgenden Passus enthält:

“An inquiry as to the results appearing from the instruction in German



which has been given in the elementary schools shows that in no high school in the city has it been found possible to admit pupils who have studied German in the elementary schools to advanced standing.

"It is almost the unanimous opinion of the high school teachers of languages, as reported by the principals, that the time devoted to the study of foreign languages in the elementary schools is not well used, and that little proficiency is exhibited by those who enter the high schools."

Wir enthalten uns vorläufig jedes Kommentars über diesen kollegialischen (!?) Erguss, rechnen vielmehr bestimmt auf eine Berichtigung und hoffentlich aus Hochschulkreisen.

Der Schulrat von New York ernannte in seiner Versammlung am 11. vorigen Monats Herrn Gustav Straubenmüller, bisherigen Distrikssuperintendent, zum Assistenzsuperintendenten der öffentlichen Schulen New Yorks an Stelle des verstorbenen Albert P. Marble. Herr Straubenmüller ist der Sohn des bekannten Dichters Jacob Straubenmüller. Seit dem Jahre 1895 bekleidete er das Amt des Distrikssuperintendenten und hat sich als solcher besondere Verdienste um den deutschen Unterricht an den Schulen New Yorks erworben.

Der gleiche Enthusiasmus, mit welchem das Deutschtum anderer Städte den Dichter Ludwig Fulda empfing, herrschte auch in Buffalo, als der gefeierte Dichter am 19. April als Gast der „Deutschen Gesellschaft“ daselbst weilte. In der Halle des „Katholischen Institutes“ hielt derselbe seinen ausgezeichneten Vortrag „über die Muttersprache“. Wir selbst hörten den gleichen Vortrag hier in Milwaukee und können daher voll und ganz die Begeisterung verstehen, die der Dichter mit seinem Vortrage erweckte. Dass der Besuch Ludwig Fuldas in Buffalo auch einen Abstecher nach den Niagarafällen einschloss, ist wohl selbstverständlich; denn welcher herrlichere Anblick hätte dem deutschen Gaste wohl geboten werden können, als der dieses grossartigen Naturwunders!

A. S. Lindemann, der Präsident des Milwaukee Schulrats, hat im Ernenennungsausschuss den Antrag gestellt, die städtischen Lehrer nach vierjähriger Prüfungstätigkeit auf Lebenszeit anzustellen. Es ist begründete Aussicht vor-

handen, dass der Schulrat den Antrag zu dem seinigen machen wird.

Zum Professorenaustausch. Professor Rambeau, Leiter des fremdsprachlichen Unterrichts an der Hochschule in Kansas City, ist als Professor des englischen Unterrichts an die Berliner Universität und als Lehrer an das Seminar für orientalische Sprachen berufen worden. — Professor Richards von der Harvard-Universität wird im Sommersemester des Jahres 1907 an der Berliner Universität über Chemie lesen.

Privatleute haben für die später in Hamburg zu errichtende Universität neun Millionen Mark gezeichnet. Es sind insgesamt dreissig Millionen notwendig.

Die im letzten Monat in Louisville stattgefundene Schulsuperintendenten-Versammlung hat beschlossen, der Juli-Tagung der N. E. A. die Schreibweise von zwölf englischen Wörtern zur Abänderung vorzuschlagen. Dr. E. Benjamin Andrews, der Vater des Vorschlages, glaubt an den sicheren Erfolg der phonetischen Schreibweise, wenn man die Neuerung esslöffelweise, höchstens ein Dutzend Wörter auf einmal, in die Schulen und unter das Volk bringt. Die folgende Zusammenstellung enthält das erste Dutzend:

Bisness over for the day, the yung woman set forth for plesure. She put on a hat with a red fether and mesured her way toward the country, passing thru a tuf part of the town, where the yungsters crowd-ed about the horse trofs, their tungs sending forth ruf words which she had never red without blushing.

Der Milwaukeeer „Sentinel“ meint zu der Neuerung, dass sie — nach der Ausdrucksweise jenes Pioniers der Orthographie-Reformatoren Artemus Ward — den meisten Leuten vorkommen müsse „as being altogether '2 mutch'."

Der Erziehungskommissär der Ver Staaten, Dr. Wm. T. Harris, hat auf der jüngsten Sitzung der Superintendenten-Abteilung der N. E. A. in einem gut durchdachten Vortrage über „Welches Sprachstudium unterstützt die Beherrschung der Naturwissenschaften?“ an zahlreichen Beispielen auszuführen versucht, dass Latein und Griechisch im Englischen recht lebendige Sprachen sind, und dass sie für das Studium der Mathematik und Naturwissenschaften fast unentbehrlich sind. Er gibt in-

dessen zu, dass in den Vorbereitungsschulen und Colleges auf das Studium des Lateinischen durch die vorherrschenden Methoden viel Zeit und Kraft verschwendet wird. Am Schlusse seines Vortrages erwähnte Dr. Harris, dass die Anzahl der Lateinschüler in den Volkshochschulen der Vereinigten Staaten von weniger als 35% der Gesamtzahl im Jahre 1890 auf 51% der Gesamtzahl im Jahre 1904 gestiegen sei. Während es 1890 nur 70,411 Lateinschüler gab, zeigte das Jahr 1904 deren bereits 323,000, welche Zahl auf 369,329 anschwillt, wenn die Lateinschüler in den Privatinstituten hinzugerechnet werden.

Ein sonderbarer Kauz scheint der Schulsuperintendent Smith von St. Paul zu sein. Herr Smith hat die wunderbare Entdeckung gemacht, dass „in den Städten, in denen die höchsten Gehälter bezahlt werden, die grösste Anzahl Schüler auf einen Lehrer kommt.“ Deshalb macht er seinem würdigen Schulrat, der bereits im letzten Jahre \$8000 durch Abzüge vom Gehalte kranker Lehrer „gespart“ hat, den Vorschlag, die Durchschnittszahl der Schüler einer Klasse bis zum Überfüllen der Zimmer zu erhöhen, 15 Prozent der Lehrer zu entlassen, und mit den so „gesparten“ \$30,000 das Gehalt der übriggelassenen Lehrer sechs und einen halben Dollar monatlich zu erhöhen!

Die Sparwut des St. Pauler Schulrats ist eine chronische Krankheit. Aus Sparsamkeitsrückichten schaffte er seinerzeit auch den deutschen Unterricht ab, ohne jedoch durch diese Massregel, wie die Zeit gezeigt hat, weder den Schulsäckel zu füllen noch die Wirksamkeit der Schulen zu bessern. Jetzt schafft der Schulrat sogar die Lehrer ab. Wäre es nicht besser, wenn er zuerst den Superintendents abschaffte?

Smiths Vorschlag wird durch die Tatsache, dass in manchen Klassen der St. Pauler Schulen mehr als fünfzig Kinder sitzen, sonderbar beleuchtet. Die täglichen Zeitungen gehen dem Mann scharf zu Leibe. Die „Pioneer Press“ meint, eher liesse sich Feuer aus dem Eise schlagen oder Spülwasser in Champagner verwandeln, als erwarten, dass durch die Führerschaft eines solchen Mannes der Enthusiasmus des Volkes zur Sammlung grösseres und besserer Früchte aus dem Schulsystem aufstacheln liesse. Smith sei ein kleiner Mann an grosser Stelle.

Das kürzlich erschienene statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich, 25. Jahrgang, verschafft

uns manchen interessanten Einblick in das Volksschulwesen dieses mächtigen Staates und auch in das wirtschaftliche Leben desselben. Das Verhältnis der schulpflichtigen Jugend zur Gesamtbevölkerung, das im Durchschnitt 16 Prozent beträgt, fällt in Berlin auf 11, in den Reichslanden auf 13, in den Hansestädten auf 12 bis 13 Prozent der Gesamtbevölkerung. Die kinderreichsten Gebiete sind Posen und Reuss ä. L.; in ihnen und ähnlich wohl im ganzen Vogtlande beträgt die schulpflichtige Jugend 19 Prozent der Gesamteinwohnerschaft. Wie in vielen anderen Berufen ist auch im Lehrerstande das Weib mit dem Manne in Wettbewerb getreten und es hat hier gewaltige Errungenschaften aufzuweisen. Auch hat es das weibliche Lehrpersonal verstanden, in den ungleich leichteren städtischen Schuldiensten sich Eingang zu verschaffen, während es dem schweren und weniger dankbaren ländlichen Dienste mit seinen wenig gegliederten Schulen, der ausser der grösseren Anstrengung der Geisteskraft auch hohe Forderungen an die physischen Kräfte stellt, sich mit geringen Ausnahmen ferngehalten hat. Und so beträgt die Zahl der weiblichen Lehrkräfte in Berlin 37 Prozent, in den Rheinlanden mit ihren grossen Industriezentren 31 Prozent, in den ebenfalls an Städten reicheren Westphalen 29 Prozent und in Hamburg, Lübeck und Elsass-Lothringen gar 45 Prozent, während in den östlichen Landesteilen mit durchwegs ländlicher Bevölkerung die Lehrerinnen nur 5 bis 8 Prozent, in Schwarzburg-Rudolstadt 1 Prozent und in Lippe-Detmold 0 Prozent ausmachen. Die Zahl der Schüler, welche im Durchschnitt im ganzen Reiche auf einen Lehrer entfallen, beträgt 61; doch ist in den einzelnen Landesteilen diese Zahl sehr verschieden. In der Provinz Posen beträgt sie 74, im Regierungsbezirk Posen 150, dagegen bestehen in anderen posenschen Bezirken 881 Schulen, die von weniger als 20 Schülern besucht werden; teilweise sitzen in ihnen nur 2, 3 und 4 Kinder. Warum? Weil die Kinder nach Konfessionen auseinander gehalten werden müssen. Besser sind wieder die Verhältnisse in Mittel- und Westdeutschland. In Hamburg und Lübeck kommen auf einen Lehrer 35 bis 38, in Berlin 47, in Plauen 52, im Königreiche Sachsen 66, in Lippe-Detmold sogar 92 Schüler u. s. w. Was würde wohl Kaiser Wilhelm II. zu den Schulen mit 100 und mehr Schülern in einer Klasse sagen, der schon den Unterricht in Kadinen mit 57 Schülern und einem Leh-



rer als Menschenquälerei bezeichnet! Freilich, so schön wie beim Militär und an den höheren Schulen geht es bei der Volksschule nicht. So erhält ein Unteroffizier zur Ausbildung 10 Mann, ein Offizier 24 bis 25 Mann und in den höheren Schulen sitzen im Durchschnitt 18 Schüler; nur beim Volksschulunterricht ist das Sparen das Um und Auf der bestimmenden Kreise.

Die Universitätsprofessoren rühren sich endlich mit Nachdruck gegen den preussischen Schulgesetzentwurf. Unter dem Titel „Das intellektuelle Deutschland gegen die preussische Schulvorlage“ wird jetzt eine energische Erklärung deutschen Universitätsprofessoren gegen die Schulvorlage veröffentlicht. In ihr wird der Grundsatz der Vorlage, dass die Kinder in den öffentlichen Volksschulen in allen Unterrichtsstunden nur von Lehrern ihres Bekenntnisses unterrichtet werden sollen, nicht nur aus praktischen Rücksichten, sondern auch prinzipiell verworfen. Es sei vielmehr gerade gegenüber der trennenden Tendenz des religiösen Sonderbekenntnisses die Einheit der humanen und nationalen Bildung zu wahren. Auch auf die religiöse Stimmung der Bevölkerung werde in der Schulvorlage keine Rücksicht genommen, es solle nur der „historische“ Anspruch der einen oder anderen Konfession auf eine jede Schule schlechthin entscheiden. Auf die Leistungsfähigkeit der Schule werde ebenfalls nicht Rücksicht genommen. Der Entwurf bähne die Herrschaft des religiösen Partikularismus an. Die Vorlage werde zur gefässlichen Verschärfung des konfessionellen Gegensatzes führen und das werde über die Grenzen Preussens hinaus seine schädlichen Folgen haben. Darum beschränken sich die Unterschriften auch nicht auf preussische Hochschullehrer. — Von den Unterzeichnern seien hervorgehoben: die Professoren, Brentano, Felix Dahn, Encke, Hähnel, Otto Harnack, v. Liszt, Natorp, Sombart, Max Weber, Ziegler. Von Leipziger Professoren gehören zu den ersten Unterzeichnern: Binding, Lamprecht, Wundt. — Die Erklärung wird jetzt an alle deutschen Hochschulen gesandt, um weitere Unterschriften für sie zu sammeln.

Berliner, Pariser und Londoner Volksschulen. Der Schuldirektor Mr. Lauth aus Natal besuchte Volksschulen in Berlin, Paris und London und stellte dort Schülern und Schülerinnen so ziemlich gleichen Alters be-

stimmte schriftliche und mündliche Aufgaben. Das Gesamturteil über das Ergebnis drückt er in folgenden Sätzen aus: „Der Volksschulunterricht in Paris übertrifft um vieles den in London und in Berlin, man kann wohl sagen, in fast allen Fächern. Könnte man hier nicht von einer geistigen Überlegenheit der Rasses prechen? Denn die Berliner Lehrer, das ist meine feste Überzeugung, werden, im ganzen genommen, an Gleichartigkeit erzieherischer Tüchtigkeit, an Vortrefflichkeit ihrer Kenntnisse, sowie an Gewissenhaftigkeit zur Vorbereitung für ihren Unterricht von Lehrern keines anderen Ortes übertroffen werden können. Die besseren Erfolge in Paris verdankt man zum Teil einer besseren Klasseneinteilung in den Schulen, sowie den Behörden, die die wahre Aufgabe des Lehrers und der Volksschule richtiger erfasst haben als in England und Deutschland. Was das Leben in der Tat von uns allen fordert, sind nicht in erster Linie Kenntnisse und Gewöhnung, sondern Erkenntnisse und Urteil. Welche Schule dieser Aufgabe nicht gerecht wird, die verschleiert die Augen gegenüber dem wahren Zweck ihres Daseins. Und in diesem Punkte erfüllt der Pariser Lehrer seine Aufgabe am besten.“ (Nach der Päd. Ztg.)

In Nürnberg wird seit einer Reihe von Jahren in den Wintermonaten an solche Schulkinder, die zu Hause kein warmes Frühstück oder kein warmes Mittagessen erhalten, durch die Hausmeister der Schulhäuser warme Kost verabreicht. Im abgelaufenen Winter bekamen 41 Schüler vor Beginn des Unterrichts ein warmes Frühstück, und an 342 Kinder wurde warmes Mittagessen abgegeben. Die Kosten, die sich auf 3874 M. beliefen, wurden auch im heurigen Jahre wieder durch freiwillige Spenden gedeckt.

Mainz gibt die Lehrmittel an diejenigen, die sie verlangen, ohne Prüfung der Dürftigkeit — noch eine Stimme mehr, und die Stadtverordneten hätten die volle Unentgeltlichkeit angenommen.

Der verstorbene Musikprofessor Seiss in Köln hat der Stadt Köln 200,000 Mk. zum Besten der Lehrer und Lehrerinnen vermacht.

Dr. Barnardos Kinderheime, die durch eine Wohltätigkeitsgesellschaft fortgeführt werden, haben in jeder englischen Grafschaft eine Abteilung. Beständig sind etwa 8000 Knaben und Mädchen unter ihrer Ob-

hut. 1905 wurden 2412 Fälle untersucht und tatsächlich 11.527 Kinder unterhalten. Jedes bedürftige Kind, ob krank, unheilbar, verwahrlost wird aufgenommen. Über 500 kranke Kinder und 1500 Säuglinge werden beständig gepflegt. Alle fähigen Kinder können einen Beruf lernen, 900 Knaben sind in verschiedenen Werkstätten beschäftigt. 17.697 Kinder (1905: 1314) sind in den Kolonien in Stellung gebracht, im ganzen 60.000 Kinder gerettet worden. £ 240 sind täglich für die Ernährung der Pfléglinge nötig. Ein gesundes Kind kostet im Jahr £ 16, ein krankes Kind £ 30. Ausrüstung und Reise eines auswandernden Kindes erfordern £ 10.

Die Schweizer Schulinspektoren verlangen vom Bunde eine Subvention von 100.000 Fr. zur Herstellung eines Schulatlases, der an die Schüler unter dem Herstellungspreis abgegeben werden soll.

Schulärzte in den ungarischen Elementarschulen. Unterrichtsminister Georg Lukács hat im Interesse der Erhaltung der Gesundheit der Elementarschulkinder die Institution der Schulärzte auch auf die Volksschulen ausgedehnt. Der Unterrichtsminister hat den Entwurf der einschlägigen Verordnung dem Minister des Innern und dem Landes-Sanitätsrate zu-

geschickt und wird im Einvernehmen mit diesen beiden Herren das Nötige veranlassen. Im Sinne der Verordnung wird es Pflicht der Schulärzte sein, über die Gesundheit der Elementarschüler zu wachen und sie vor den mit dem Lernen und dem Schulbesuch verbundenen Gefahren zu bewahren, die körperliche Entwicklung der Schulkinder mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, öfter ärztliche Visiten vorzunehmen und eventuelle Verfügungen vorzuschlagen. Laut der Verordnung sind alle Schulkinder vor Beginn des Unterrichtes zu untersuchen und bezüglich etwaiger Befreiungen vom Turnen, Singen, Handarbeit Vorschläge zu erstatten. Die Schulärzte werden verpflichtet sein, die einzelnen Klassen öfter zu besuchen und im Notfalle auch erste Hilfe zu leisten. Das Honorar der Schulärzte beträgt pro Klasse 40 Kronen jährlich.

Zur Erhaltung und Förderung des Deutschtums in Argentinien hat die deutsche Regierung den dortigen vierzehn Schulen einen Betrag von 50.000 Mark überwiesen. Auf die einzelnen Anstalten entfallen Beträge von 300 Mark bis zu 15.000 Mark; in den letzten vier Jahren sind die Schulen zusammen mit 140.000 Mark unterstützt worden. Der Deutsche Schulverein unterhält in Argentinien acht Lehranstalten.

#### IV. Vermischtes.

In einem Beitrag über die Lage und Höchstzahl der täglichen Unterrichtsstunden an Mädchenschulen behandelt der bekannte Nervenarzt Dr. Ralf Wichmann in einem soeben erschienenen Heft vom Internationalen Archiv für Schulhygiene auf Grund eines reichhaltigen statistischen Materials eines der wichtigsten Kapitel der Schulorganisation. Zurzeit sei noch nicht an allen Volks- und höheren Mädchenschulen die Unterrichtszeit den Anforderungen der Hygiene entsprechend geregelt. Nach Ansicht vieler Lehrerinnen werde bisweilen überflüssiger wissenschaftlicher Ballast gelehrt, was eine Einschränkung des Lehrstoffs erforderlich erscheinen lasse. Im gesundheitlichen Interesse der Lehrenden und Schulkinder solle kein wissenschaftlicher Unterricht an Nachmittagen erteilt werden, sondern diese ausschließlich den technischen Fächern,

besondern dem Turnen und Turnspielen dienen. Fünf wissenschaftliche Lehrstunden am Vormittag hintereinander seien zu viel. Es sei empfehlenswert, die Schulzeit für Mädchen der Volksschule bis zum fünfzehnten Jahre zu verlängern. Für die Gesundheit der Mädchen sei es viel besser, sie blieben noch ein Jahr, ja noch zwei weiter in der Schulzucht. Sie würden körperlich und geistig den grössten Nutzen davon haben. Dies sind die Schlusssätze, in die Verfasser seine in jeder Hinsicht klaren und sachlichen Ausführungen zusammenfasst, sagt Dr. A. K. in der „S. S.“

Eine Schule für drei Kinder befindet sich jetzt auf der nur einer einzigen Familie bewohnten Hallig Süderoog bei Pellworm. Bisher waren die beiden schulpflichtigen Kinder der Familie auf Pellworm untergebracht, und

der Staat zahlte für jedes Kind jährlich 400 M. Nachdem nun noch das dritte Kind schulpflichtig geworden, wurde für die drei Kinder ein eigener Lehrer auf der kleinen Hallig angestellt.

Am 19. Februar starb der bekannte Frankfurter Verlagsbuchhändler Moritz Diesterweg, der Sohn des berühmten Pädagogen.

Einige Sätze aus dem japanischen Unterrichtswesen verdienen bekannt gemacht zu werden:

1. Bei der Geburt eines Kindes finden keinerlei religiöse Gebräuche statt. Einer alten Gewohnheit ist es zuzuschreiben, dass am 30. Tage nach der Geburt die Mutter mit den Familiengliedern und Verwandten u. s. w. einen Shinto-Tempel (in keinem Falle jedoch einen Buddha-Tempel) besucht. Zwar ist dieser Brauch bereits im Erlöschen (gerade wie im Christentum das sogenannte Hervorsegenen) begriffen, doch findet er hier und da noch einige treue Anhänger.

2. In den japanischen Volksschulen werden wöchentlich zwei Stunden auf den Moral-Unterricht verwendet, in den Gymnasien dagegen wöchentlich nur eine Stunde.

3. Die Kinder erhalten in der Schule keinerlei religiösen Unterricht.

4. Die Priesterschaft steht mit der Schule in gar keiner Beziehung und sucht auch keinen Einfluss auf diese zu gewinnen.

5. In früheren Zeiten, als das Schulwesen in Japan noch keine Regelung erfahren hatte, waren es Priester, Ärzte u. s. w., welche der Jugend die notwendigsten Kenntnisse wie Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w. beibrachten und somit Lehrer und Schule vertraten. Religiöser Unterricht wurde jedoch nur an diejenigen Kinder erteilt, welche als Anwärter des geistlichen Standes galten u. zw. wohnten diese von frühester Jugend in der Kirche, wo ihnen zugleich auch die erforderliche Ausbildung wurde.

6. Für Frauen, welche das Studium ergreifen wollen, existieren in Tokio „Frauen-Universitäten“ mit ausschliesslich weiblichen Hörern. Medizinische Wissenschaften sind jedoch vom Lehrplan hier ausgeschlossen, ebenso ist bis jetzt Frauen der Zutritt zu den beiden Universitäten Tokio und Kyoto untersagt. Frauen, welche Medizin studieren wollen, müssen aus diesem Grunde Privatschulen in Anspruch nehmen. Und trotz all dem waren im Sommer 1905 bereits über 500 Ärztinnen, worunter Fräulein Dr. med. Tada Urata sich ihren Dokortitel in Deutschland erworben hatte.

## Bücherschau.

### I. Bücherbesprechungen.

Vogel, Storms „Geschichten aus der Tonne.“ Mit Einleitung, Anmerkungen, Vokabular und Übungen für Konversation und Aufsatz. Heath. 1905. X + 156 S. 40c.

Schulausgaben Storm'scher Erzählungen sind schon an und für sich willkommen zu heissen, weil sie eine wertvolle Vermehrung des Lesematerials für Elementarklassen bilden, mit dem es trotz der grossen Zahl vorrätiger Elementartexte nicht gerade zum besten bestellt ist. Die beiden vorliegenden „Geschichten aus der Tonne“, nämlich „Die Regentrude“ und „Bulermanns Haus“ eignen sich durch die Einfachheit ihrer Sprache und die Lebhaftigkeit der Erzählung ganz besonders zur Lektüre mit „High School-“ oder „College-“Studenten, die eben einen grammatischen Anfangskurs absolviert haben. Die beige-

fügten deutschen und englischen Übungssätze sind durchgängig geschickt und geschmackvoller als in vielen anderen Ausgaben zusammengestellt. Das Vokabular scheint ziemlich vollständig und korrekt, nur wäre Angabe des Tones mindestens in den Fällen, wo er nicht auf der ersten Silbe ruht, für die Zwecke dieses Buches noch zu wünschen; sonst wäre zu bemerken, dass „reserved, secret“ eine zu schwache Übersetzung für „hinterhältig“ ist; besser wäre „malicious, spiteful“. Das Verbum „funken“ (=Funken sprühen?) sollte unbedingt als sehr ungewöhnlich bezeichnet werden. (Die mir augenblicklich zugängliche Ausgabe von Storms Werken, Braunschweig, Westermann, 10. Aufl., 1904, hat übrigens an der betreffenden Stelle — S. 10, Z. 2 der Heath-Ausgabe — „funkelte“). Auch „ich bekomm's beisammen“ (10. 3) und

manches andere wäre als selten zu kennzeichnen.

Die Anmerkungen gewähren recht reichliche und praktische Hilfe für die Übersetzung. Kleinere Versehen sind u. a.: S. 76 ist „helfen“ in der Reihe der Verba mit blossem Infinitiv vergessen; auf derselben Seite ist der Ausdruck, es sei für die indirekte Rede „the tense of the direct statement retained, as usual“ mindestens vag. — „Great heavens!“ (S. 77) ist eine, leider nur zu oft anzutreffende, viel zu starke Wiedergabe von „du lieber Gott!“ — Zu schwach ist dagegen (S. 78) „so speak it out“ für „so sag es von dir.“ — Bei der Wendung „es hat mir einen Stich gegeben“ braucht man noch lange nicht an einen Sonnenstich zu denken, wie auf S. 82 vorgeschlagen. — Ferner wären in einer neuen Auflage folgende Druckfehler zu korrigieren: S. 4, Z. 15: l. kamen —! statt kamen! —; 9, 22 l. dass statt das; 16, 8 falsches Anführungszeichen nach macht!; ebenso 31, 27 nach ich?; 37, 13 ist und doppelt gesetzt; 49, 4 l. und st. and; 57, 27 l. nicht statt nich. — Nicht angeführt ist in dieser Liste eine grosse Anzahl von Verstössen gegen die grammatischen Interpunktionsregeln, denn da handelt es sich um eine Prinzipienfrage, die sich nicht ohne weiteres dogmatisch erledigen lässt; bei manchen dieser „Regelwidrigkeiten“ (so namentlich bei der konsequenten Vermeidung des Kommas zwischen attributiven Adjektiven) beachtet der Herausgeber nämlich Storm'sche Eigentümlichkeiten, in anderen Fällen dagegen (insbesondere bei der Anwendung des Kommas vor satzverbindendem „und“) konnte ich kein durchkreifendes Prinzip bemerken. — Haben wir im Deutschen überhaupt bestimmte Interpunktionsregeln? Grammatisch gewiss, nach dem Sprachgebrauch der meisten Autoren aber gewiss nicht. Wie soll sich nun der Herausgeber eines Schultextes verhalten? Bei Texten für vorgeschrittene Schüler, z. B. bei Klassikerausgaben, empfiehlt sich m. E. möglichste Schonung des überlieferten Gebrauchs des Schriftstellers; bei Elementartexten dagegen scheinen gewichtige Gründe für strengere Befolgung der grammatischen Norm zu sprechen. — Ohne auf diese Frage weiter einzugehen, seien einige der wichtigeren Stellen angeführt, in denen die vorliegende Ausgabe Interpunktionsregeln inkonsequenterweise verletzt: Komma fehlt vor „und“: 18, 7 und 18, 16, ferner 26, 25 vor „wie“;

Komma steht gegen die Regel 60, 4 nach „und“, 68, 8 nach „und“. — Man kann mit gutem Gewissen diese Ausgabe aufs beste empfehlen und ihr allen Erfolg wünschen.

Carruth & Engel, „Heyses Die Blinden“, mit Einleitung, Anmerkungen, Übungen und Vokabular. Holt, 1905. XI + 131 S.

Der Einleitung geht ein Vorwort voraus, das sich fast wie eine Entschuldigung für die Herausgabe dieser Novelle liest: Heyses Erzählungen seien allgemein als ausgezeichnetes Lesestoff für das zweite oder dritte Jahr des Studiums anerkannt; die vorliegende Novelle sei zwar auch, wie die meisten, eine Liebesgeschichte, doch „it presents a sounder and tenderer phase of the universal passion than many others.“ Der gleiche Vorwurf gegen Heyse, wie er in diesen Rechtfertigungsworten liegt, findet sich auch in der seltsam dilettantisch anmutenden Einleitung (S. 7 f.): „A more serious criticism of the novels ... is that they do not present an altogether sound and wholesome view of life. In the matter of the domestic relations there is quite too much playing with fine... In this, as in some other lines, Heyse is radical and shows too much impatience with the present order of things.“ — Es lässt auf eine merkwürdige schiefe Stellung zur modernen Literatur schliessen, wenn man gerade ausgerechnet gegen Heyse diese Vorwürfe erhebt. Ein Vorzug der Einleitung liegt übrigens immerhin darin, dass sie nicht bedingungslos einstimmt in die in unseren Schulausgaben zur guten Sitte gewordene Überschätzung Heyses. — Die Übungssätze sind sehr sorgfältig zusammengestellt und haben ausserdem den Vorteil, dass sie eine zusammenhängende Erzählung bieten. Die Anmerkungen beschränken sich zwar fast ganz auf Übersetzungshilfen, doch erfüllen sie diesen Zweck wenigstens sehr gut. Das Vokabular sollte unbedingt die Grundformen der starken Verba anführen, auch wäre eine Erklärung der Abkürzungen wünschenswert. — Mit Kommata ist sehr gespart, und zwar lässt sich da im allgemeinen die oben erwähnte Prinzipienfrage nicht ins Feld führen, sondern es handelt sich meist um ganz unzweifelhafte Fehler. So fehlt Komma vor satzverbindendem „und“: 1. 6; 5, 11; 9, 1; 13, 8; 13, 16; 17, 26; 18, 7; 18, 14; 19, 5 (dagegen sollte vor „als“ in dieser Zeile kein Komma stehen); 23, 10; 24, 17; 30, 23; 33, 14; 35, 27; 36, 17; 37, 27; 38, 26;



40, 21; unrichtiger Weise steht Komma vor „und“ 29, 26 und 47, 28, ferner (vor „sich“) 24, 7; Komma vor oder nach Nebensätzen fehlt 3, 1; 11, 6; 12, 29; 21, 18; 28, 12; 28, 16; 32, 2; 37, 3; 40, 12; 45, 11; 50, 23 (zu billigen ist die Weglassung des Kommas am Ende von Zeile 23, Seite 44, trotz des Verstosses gegen die grammatische Regel). — Wie kann der Lehrer richtige Interpunktion von seinen Schülern verlangen, wenn er gegen derartige fehlerhafte Ausgaben zu kämpfen hat? — Kleinere Versehen sind: Anderes statt anderes 29, 4; der Alte statt der alte 31, 25 (dagegen korrekt des Alten 32, 7); Knospen (mit Schluss s statt langem s) 39, 21; die Erklärung zu 12, 14 ist unrichtig: im Satze „im Garten die Nachtigallen riefen“ ist „im Garten“ keine adverbale, sondern eine adnominale Bestimmung (zu „die Nachtigallen“), hat also keinen Einfluss auf die Stellung des Verbums. — Zuletzt eine Frage an den guten Geschmack der Herren Herausgeber: Musste es sein, dass auf S. IV. Heysses Autograph abgedruckt wurde, der doch nur eine kühle Verweisung an seinen Verleger betreffs Erlaubnis zur Herausgabe enthält? Eine Schulausgabe ist keine Patentmedizin.

Univ. of Wis.

E. Prokosch.

Asraklänge und andere Gedichte von Friedrich Michel. Mit 8 Bildern und einem Anhang elsässischer Dialektgedichte. Strassburg im Elsass, Schlesier und Schweickardt. — New York-Washington, Brentanos Buchhandlung, 1906. 144 S.

In jüngster Zeit hat sich eine erfreuliche Regsamkeit in der Herausgabe deutschamerikanischer Poesien gezeigt. Konrad Nies liess „Aus westlichen Weiten“, Pedro Ilgen „Unter westlichen Sternen“ und „Tiefglut“ erscheinen, während eine Blumenlese deutscher Dichtungen aus Amerika unter dem Titel „Vom Lande des Sternenbanners“ dem Fleisse von Dr. Gotthold August Neef das Entstehen verdankt. Zu diesen belletristischen Veröffentlichungen

tritt nun die Sammlung „Asraklänge und andere Gedichte“ von Friedrich Michel, einem New Yorker, der sich in seinem kaufmännischen Berufe das wärmste Gefühl und die lebhafteste Begeisterung für alle schöngestigen Bestrebungen bewahrt hat. Michel ist lange schon als eifriger Rezitator und talentvoller Autor bekannt; aus seinen Arbeiten scheint er nun das Beste zu dem vorliegenden, sehr geschmackvoll ausgestatteten Buche vereinigt zu haben. Namhafte, ihm befreundete Künstler haben dem Dichter originale und originelle Zeichnungen zu einzelnen der Dichtungen geliefert. Alle Gedichte der Sammlung sind sorgfältig in Form und Fassung; sie bekunden ein feines Empfinden und leichtes Handhaben der Sprache. Wie das von dem elsässischen Sangesgenossen Christian Schnutt dem Dichter gewidmete Geleitwort sagt: „Es offenbart sich darin eine für Recht und Freiheit, für echte, edle Menschlichkeit und für alles hohe und ideale Streben und Wollen leidenschaftlich begeisterte Stimmung, mit der sich ein stark entwickeltes Naturgefühl, ein zartes Verständnis für alle verborgenen Seelenregungen und ein ernster, gefäulterter, religiöser Zug in schönster Harmonie verbinden.“ Dass es dem Dichter heiligster Ernst mit seinem Schaffen ist, zeigt das Gedicht „An die Muse“.

„Du himmlische Muse, o neig' dich zu mir!

Den Funken im Herzen zur Flamme mir schür'!

O leihe mir Worte von goldenem Klang!

O leihe mir Rhythmus zu schönem Gesang!

Du himmlische Muse, in seliger Lust  
Erwärmet dein Feuer, das hehre, die Brust.

Dem Schönen, dem Guten will Lieder  
ich weih'n,

Drum giess' deine Flamme ins Herz mir  
hinein!

Friedrich Michel hat die deutschamerikanische Literatur durch seine „Asraklänge“ um einen willkommenen Band bereichert. Möge derselbe recht viele Freunde finden.

H. H. F.

## II. Eingesandte Bücher.

Die Arbeitskunde in der Volks- und allgemeinen Fortbildungsschule. Ein Vorschlag zur Vereinheitlichung der Naturlehre, Chemie, Mineralogie, Technologie u. s.

w. von Dr. Richard Seyfert, Seminaroberlehrer in Annaberg i. E. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage: Leipzig, Ernst Wunderlich, 1906. Preis M. 3.60.

Elements of German Grammar by Thomas H. Jappe, Teacher of German, New York Elementary Schools. American Book Co.

Der Hemmschuh des Fortschrittes im ersten Schulunterricht. Eine kritisch-pädagogische Studie von L. F. Gübel. becker-Konstanz. Otto Nemnich, Leipzig, 1906. Preis 40 Pfg.

Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens. Für ausländische Studierende und für die oberste Stufe höherer Lehranstalten des In- und Auslandes. Bearbeitet von Prof. Dr. Wilh. Paszkowski, Lektor an der Königlichen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin, Vorsteher der Akademischen Auskunftsstelle daselbst. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Weidmann, 1905. Preis M. 3.20.

Introduction to Scientific German. Air, Water, Light and Heat. Eight lectures on experimental chemistry by Dr. Reinhart Blochmann, Professor of Chemistry in the University of Königsberg. Edited with notes and vocabulary by Frederick William Meisnest, Ph. D., Instructor in German in the University of

Wisconsin. New York, Henry Holt & Co., 1906. Price 80 cts.

Readings in European History. A collection of extracts from the sources chosen with the purpose of illustrating the progress of culture in Western Europe since the German Invasions by James Harvey Robinson, Professor of History in Columbia University. Abridged edition in one volume. Ginn & Co., Boston. Price \$1.65.

Der stilistische Anschauungsunterricht. I. Teil, Anleitung zu einer planmässigen Gestaltung der ersten Stilübungen auf anschaulicher Grundlage von Ernst Lüttge. Vierte durchgesehene Auflage. Leipzig. Ernst Wunderlich, 1906. Preis M. 2.

Die Normallaut - Methode. Anschauen, Zeichnen, Lesen und Schreiben in organischer Verbindung. Methodische Einheiten und ausgeführte Lektionen von Alwin Eichler, Lehrer in Leipzig. Leipzig, Ernst Wunderlich, 1906. Preis M. 2.50.

Wie leiten wir unsere Schüler im Unterrichte zum selbständigen Arbeiten an? Anregungen und Gesichtspunkte von Ernst Lüttge, Lehrer, Leipzig. Leipzig, Ernst Wunderlich, 1906. Preis 50 Pf.

## Deutsches Lesebuch für Amerikanische Schulen.

Herausgegeben von

**W. H. Rosenstengel,**

vormals Professor der Staatsuniversität Wisconsin,

und

**Emil Dapprich,**

vormals Direktor des Nat. Deutscham. Lehrerseminars.

Band I Fibel und erstes Lesebuch für Grad 1 und 2.	
Ausgabe A nach der Normalwörtermethode.....	20 Cents
Ausgabe B nach der Schreiblesemethode.....	20 Cents
Band II für Grad 3 und 4.....	30 Cents
Band III für Grad 5 und 6.....	40 Cents
Band IV für Grad 7 und 8.....	50 Cents

Grammatische Übungshefte für Band I und II 5 Cents pro Heft.

"Wir kennen keine Lehrbücher dieser Art, die der systematisch fortschreitenden Methode so angepasst sind, deren Inhalt mit solcher Sachkenntnis und mit solcher Berücksichtigung der Bildung des Herzens und Gemütes der Kinder and alles dessen, was das Kind interessiert und ihm Freude macht, ausgewählt ist, und die edler und schöner ausgestattet sind."—New York Review.

Verlag:

**German-English Academy,**

558-568 Broadway,

Milwaukee, Wis.